

Die Herstellung des Bildes war aber vor allem davon abhängig, daß die Beratungen wirklich zu einem definitiven Friedensschlusse führten und nicht etwa resultatlos verliefen.

Die Gruppierung der Bevollmächtigten in den verschiedenen Skizzen, die ich für das Bild machte, wechselte je nach der oft von Tag zu Tag sich verändernden politischen Konstellation, die ich aufmerksam verfolgte, bis sie sich nach dem Bekanntwerden von Lord Beaconsfields überraschendem Schachzug der Erwerbung der Insel Cyprien in der Weise fixierte, wie sie in dem fertigen Bilde vorliegt.

Ich studierte nun zunächst die Herren Bevollmächtigten vor den Plenarsitzungen an Ort und Stelle in ihren Bewegungen und ihrem Benehmen,



Graf St. Vallier

worüber Graf St. Vallier zu einem Kollegen bemerkte: „Mr. de Werner nous étudie comme les bêtes fauves au jardin zoologique.“ Dann machte ich von den einzelnen Herren Porträtzeichnungen, nach denen ich im Atelier lebensgroße Studienköpfe untermalte, derart, daß ich sie mit Leichtigkeit in einer kurzen Sitzung nach der Natur fertigmalen konnte, denn viel Zeit zum Modellfassen hatten die Herren natürlich nicht, eine halbe, höchstens eine volle Stunde mußte in der Regel genügen; nur wenige, wie Graf St. Vallier, Lord Ampthill, Sadullah Pascha und Graf Karolyi, konnten mir nach Schluß des Kongresses noch Sitzungen bewilligen.

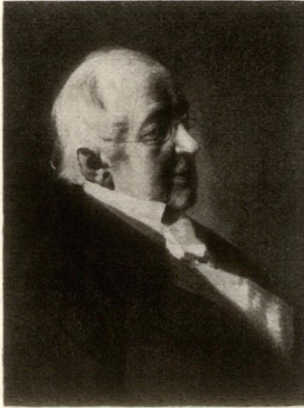
Ich habe u. a. noch eine Visitenkarte des türkischen Marschalls (le Muchir) Mehemed Ali Pascha aufbewahrt, die ein sprechendes Zeugnis dafür ist, wie die Herren abgeheßt wurden. Sie enthält die Zeilen:

„Hochgeehrtester Herr Professor!

Heute haben wir eine Kommissions- und nachher noch eine Kongresssitzung. Außerdem soll ich noch ein *mémoire* über Asien verfassen. — Unmöglich zu Ihnen zu kommen, zu meinem größten Leidwesen und muß Sie inständigst bitten, mir einen anderen Tag zu bestimmen — *une bonne poignet de main* —.“

Der erste, den ich zeichnete, war Fürst Gortschakow, der älteste von den Herren. Er saß, mich erwartend, am Fenster eines Parterresalons des russischen Botschaftshotels Unter den Linden, und empfing mich, natürlich voll-

endet Deutsch sprechend, liebenswürdig mit einer freundlichen Äußerung über das von mir zu malende Bild. Ich bemerkte darauf: „Ja, Durchlaucht, das



Fürst Gortschakow

Bild wird aber nur gemalt, wenn der Friede hier wirklich zustande kommt,“ worauf der Fürst antwortete: „Dann nur zu, der Friede wird hier sicher unterzeichnet.“ Als ich das später dem bekannten Times-Korrespondenten Oppel v. Blowitz erzählte, der übrigens die Bildangelegenheit für wichtig genug hielt, um in der Times darüber und über meine Skizzen eingehend zu berichten, rief er: „Nu, und was haben Sie gemacht?“ und als ich darauf keine Antwort hatte: „Gott, was hätten Sie können machen für Geschäfte!“

Fürst Gortschakow hatte mir, während ich ihn zeichnete, erzählt, daß er in den nächsten Tagen 80 Jahre alt würde. Als er dann meine fertige Zeichnung sah, rief er ganz entsetzt: „Aber Sie haben mich ja um zehn Jahre älter gemacht!“ Ich wäre in Verlegenheit gewesen, wenn mir diese Aufgabe gestellt worden wäre, aber der berühmte Staatsmann beklagte sich über zu viel Schatten im Gesicht, und sein Sohn, der auch hinzutrat, hielt die Kreidestriche, mit denen ich durchsichtige Schattenstellen angedeutet hatte, für Runzeln. Das wiederholte sich auch, als ich ihn dann malte; er beklagte sich, daß ich ihn nicht forsch genug dargestellt habe, und wenn er mich im Kongresssaal erblickte, hatte er sich in meinen Arm ein und hörte im Umher-spazieren nicht auf, immer wieder auszurufen: „Nein, nein, Sie müssen mich besser behandeln!“ Sogar Fürst Bismarck erzählte mir eines Tages mit dem ihm eigenen sarkastischen Humor, daß Fürst Gortschakow sich bei ihm ernstlich über mich beschwert habe und daß unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland bedroht schienen, wenn ich ihn nicht schöner machte. Inzwischen schickte mir der von mir angeblich schlecht Behandelte sehr schöne Photographien von sich, die ich aber nicht gebrauchen konnte, weil er wirklich ganz anders aussah. Während er mir Modell saß, erteilte er fast ununterbrochen Audienzen. Unter anderen erschien auch ein junger Herr in tadellosem Zivil-



Graf Schuvalow

anzug, den mir der Fürst als den montenegrinischen Heerführer und Senatspräsidenten Bozo Petrowitsch vorstellte und der auch so seine kleinen Anliegen bei dem mächtigen russischen Kanzler hatte. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt, und ziemlich unvermittelt fragte der Fürst plötzlich den montenegrinischen Staatsmann: „Dites-donc, mon cher, est-ce qu'on coupe toujours encore les nez et les oreilles chez vous?“ worauf der Herr Senatspräsident lächelnd erwiderte: „Eh, mon Dieu, ça arrive de temps en temps, mon prince, de l'un côté et de l'autre.“

Der erste russische Bevollmächtigte, der eigentliche Vater des Kongresses, Graf Peter Schuwalow, war ein schöner Mann, elegant in Bewegung und Formen, Kavalier vom Wirbel bis zur Zehe, ein liebenswürdiger Gesellschafter, lebhaft und unermüdlich in der Unterhaltung. Graf St. Vallier bezeichnete ihn als *courreur aux dames*, und Mehemed Ali Pascha behauptete von ihm, in seinen Kongressreden bewiese er vermöge seiner Zungenfertigkeit die unmöglichsten Dinge, an die er selbst nicht glaubte. Als ich ihn zuerst in seiner Wohnung im Hotel Royal zeichnete, empfing er französische, englische, russische Journalisten, ununterbrochen im Idiom eines jeden mit ihnen sprechend; draußen wartete noch eine ganze Menge Leute darauf, empfangen zu werden. Später malte ich ihn dann in meinem Atelier, seine Gemahlin und sein jugendlicher Sohn hatten ihn begleitet, höhere russische Offiziere,

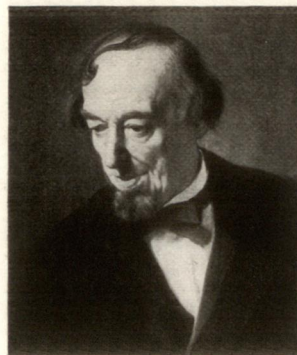
ihrem Typus nach Baschkiren-Generale, erschienen von Zeit zu Zeit und konferierten während der Porträtsitzung mit ihm; gleich darauf kamen die türkischen Bevollmächtigten, — mein Haus und Atelier glich damals zuweilen einem internationalen diplomatischen Hauptquartier, bei dem der Maler und Hausherr eine sehr nebensächliche Rolle spielte. Zuweilen waren es recht anstrengende und ermüdende Stunden, wenn die Herren unerwartet rasch einander folgten und ich drei oder vier Porträtsitzungen hintereinander in wenigen Stunden erledigen mußte.

Am 13. Juli, einige Stunden vor der Schlußsitzung des Kongresses, saß mir Graf Schuwalow zum letzten Male zu seinem Porträt und äußerte



Fürst Bismarck und Graf Schuwalow

dabei: „Heute habe ich wenigstens Zeit, denn ich kann nun doch keine Provinz mehr verlieren!“ Ich habe ihn auf dem Bilde in der Mittgruppe mit Bismarck und Andrassy dargestellt, wie ihm Bismarck nach getaner Arbeit mit einem Händedruck dankt, was ihm Fürst Gortschakow nicht vergessen hat. Mein Freund General v. Winterfeld sagte, als Graf Schuwalow bald darauf seinen Londoner Botschafterposten verließ: „Dieser gemalte Händedruck hat ihm den Hals gebrochen“. Den Fürsten Gortschakow habe ich im Gespräch mit Lord Beaconsfield dargestellt, worüber sich beide Herren durchaus zufriedengestellt äußerten. Sie waren, der eine mit 80, der andere mit 74 Jahren, dem Alter sowohl wie ihrer langen staatsmännischen Laufbahn nach die Doyens des Kongresses, und der vornehme und literarisch hochgebildete Gortschakow brachte dem großen englischen Staatsmann, Redner und Romandichter zweifellos, ungeachtet seiner politischen Gegnerschaft, ungeheuchelte Hochschätzung entgegen. Beide litten an Gicht und bewegten sich an Stöcken vorsichtig und mühsam im Kongresssaal. Ich beobachtete sie öfters im Gespräch, das vom Fürsten Gortschakow immer mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde. Was der edle Lord dazu sagte, oder dachte, ließ sich aus seinem Gesicht und seinen Bewegungen nicht ablesen. Daß er nicht gerade schön im landläufigen Sinne war, wußte ich. Aber als ich ihn zum ersten Male im Hotel Kaiserhof sah — er blickte zum Fenster hinaus als ich eintrat und drehte sich bei meinem Nahen um —, da erschien mir seine Nichtschönheit geradezu überwältigend. Ich hatte ihn in französischer Sprache begrüßt, die er nicht geläufig beherrschte, und er entschuldigte sich, daß ich ihn, das linke Bein auf einen Polsterstuhl gelegt und nicht stehend zeichnen könne, mit den Worten: „C'est la goutte, mon cher!“, worauf ich ihm erwiderte: „Mais oui, Mylord, c'est la maladie historique de Downing Street.“ Er äußerte lachend dazu: „Oui, oui, c'est vrai“, erkundigte sich aber zu wiederholten Malen, als seine Räte oder Sekretäre ihm in englischer Sprache irgendwelche Mitteilungen machten, wie mir schien aus argwöhnischer Vorsicht, ob ich auch wirklich nicht Englisch verstände, was trotz meiner schulmäßigen Kenntnis der Sprache bei der Schnelligkeit und Undeutlichkeit, wie sie zwischen den Herren gesprochen wurde, in der Tat nicht der Fall war. Von meinem Studienkopf — in einer zweiten Sitzung hatte ich ihn auch gemalt, — war er übrigens sehr befriedigt und wiederholte öfters: „C'est très bien, mon ami, vraiment très bien“.



Lord Beaconsfield

Allein — als sich das große Bild seiner Vollendung näherte und der Prinz von Wales mich eines Tages mit seinem Besuche beehrt hatte, schrieb mir Graf Seckendorff:

„Beste Freund und Gönner!

Ich bin beauftragt worden, Ihnen nochmals auszusprechen, wie sehr der Prinz von Wales sich gefreut hat, Ihr Atelier zu besuchen.

Se. Königliche Hoheit bitten um eventuelle Photographie nach dem Kongreßbilde.

Und nun noch eine ganz vertrauliche Frage: Wäre es möglich, Beaconsfield ein wenig schmeichelhafter darzustellen? Ich glaube, ich könnte Ihnen dabei behilflich sein; vielleicht ließe sich wenigstens die Unterlippe ein wenig abschwächen. Mündlich mehr. Heute nur diesen flüchtigen Gruß!

aufrechtig ergeben

G. Seckendorff“.

Ich zog es vor, auf die Mitwirkung meines verehrten Freundes zu verzichten und hielt mich an meinen Studienkopf von Beaconsfield.

Der zweite englische Bevollmächtigte, der Marquis of Salisbury war mit seiner imposanten Gestalt, dem schönen Apostelkopf mit hoher gewaltiger Stirn und dem schwarzen Vollbart eine prachtvolle malerische Erscheinung. Die Hände hielt er häufig über der Brust gekreuzt und er erschien mir dann wie ein russischer Pope in Zivil. Lord Odo Russell, der nach dem Kongreß den Titel Lord Ampthill erhielt, damals Botschafter in Berlin, war der dritte englische Bevollmächtigte, der — im Gegensatz zu Beaconsfield — das Deutsche, Französische und Italienische wie seine Muttersprache beherrschte, aber auf dem Kongresse nie sprach. Er machte mich darauf aufmerksam, als er später mein Bild sah, auf welchem er im Gespräch mit dem türkischen Bevollmächtigten Karatheodory Pascha dargestellt ist. Er war ein gelehrter Herr, durch seinen längeren Aufenthalt in Rom als englischer Agent am päpstlichen Hofe in Kunstangelegenheiten besonders bewandert und wußte u. a. manches Interessante über die Fabrikation alter Bilder in Italien zu erzählen, in deren Geheimnisse ihn sein Kammerdiener, ein Neapolitaner, eingeweiht hatte, der in diesem Geschäftszweige tätig war, wenn sich Odo Russell auf Urlaub befand. Ich hatte den Botschafter schon im Hauptquartier des Kronprinzen in Versailles kennen gelernt, wo er mit diplomatischen Aufträgen eines Tages erschienen war und sah ihn dann in Berlin häufig mit seiner schönen lebenswürdigen Gemahlin, einer Tochter

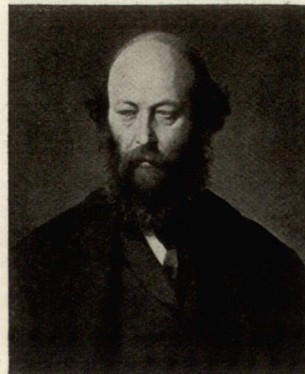


Lord Ampthill

von Lord Clarendon, bei der Frau Kronprinzessin, deren intimstem Freundeskreise beide angehörten. Er hatte etwas auffallend Bedächtiges in seinem Wesen und seiner Art, zu sprechen. Als ich ihn eines Abends in einer Soiree im Kronprinzlichen Palais fragte, wer ein eben eintretender mir unbekannter Herr sei, antwortete er in seiner bedächtigen Weise: „Das will ich Ihnen sagen, das ist der mächtigste Mann in der Türkei, Ihr Botschafter Graf Sasfeldt“. Erst kürzlich erfuhr man von einer merkwürdigen Liebhaberei, der er huldigte: er sammelte lebende Schlangen, und soll in Berlin sogar einen Sammler-Kollegen gefunden haben, den dieselbe Neigung für

diese nicht gerade durch besonders liebenswürdige Reize geschmückten Reptilien beseelte.

Neben den Russen waren die Türken die Meistinteressierten bei dem Kongreß, denn sie hatten gegen die Zerstückelung ihres Landes anzukämpfen und taten dies nach dem, was ich aus Mitteilungen Mehemed Ali Paschas entnehmen konnte, mit aller Zähigkeit und Ausdauer, ohne sich durch das Bewußtsein von der Erfolglosigkeit ihrer Mission beirren zu lassen. Fürst Bismarck konnte sie deshalb nicht leiden, weil sie naturgemäß durch ihre Einwände und Reden die Arbeit des Kongresses in die Länge zu ziehen drohten. Namentlich Mehemed Ali Pascha war dem Reichskanzler sichtlich unbequem, er behandelte ihn — natürlich soweit es der diplomatische Verkehr überhaupt zuläßt — einfach schlecht und bezeichnete es als eine Rücksichtslosigkeit gegen den Kaiser, daß der Sultan einen Renegaten als Bevollmächtigten nach Berlin gesandt habe. Der türkische Fabius cunctator war bekanntlich trotz seines französischen Geburtsnamens Détroit ein guter, aus Magdeburg gebürtiger Deutscher, der schon in früher Jugend nach Konstantinopel gekommen, im Hause von Marinowitsch Pascha erzogen und zum Islam übergetreten war. Trotz seiner Begabung und seiner glänzenden militärischen Laufbahn wurde er von den türkischen



Lord Salisbury

Großen doch immer als Giaur mit Mißtrauen behandelt, und ihre Eifersüchteleien untereinander verhinderten, daß er einen durchschlagenden militärischen Erfolg in diesem russisch-türkischen Kriege errang.

Er klagte oft darüber und behauptete, daß kein Russe über die Donau gekommen wäre, wenn man ihn zu rechter Zeit mit seinen Albanesen, 16 Bataillonen, von denen er mit besonderer Liebe sprach, dorthin kommandiert hätte.

Mit seiner gedrungenen Gestalt, dem sonnverbrannten Gesicht, aus dem ein paar hellblaue Augen scharf und gutmütig zugleich in die Welt schauten, und dem blondgrauen Vollbart war er eine rechte deutsche Lands-



Graf Andrassy

knechterscheinung, aber elegant in seinen Manieren, verbindlich und liebenswürdig, ein Kinderfreund. Dazu von hervorragender literarischer Bildung und selbst Dichter, der Gedichte in deutscher, französischer, griechischer, persischer und arabischer Sprache mit gleicher Leichtigkeit verfaßt haben soll; Paul Lindau bemühte sich, ihn als Mitarbeiter für seine „Gegenwart“ zu gewinnen. Landgerichtsdirektor Robert Lessing erzählte mir, daß er schon in den fünfziger Jahren bei einer Dampferfahrt auf der Donau mit dem damaligen Major Mehemed Ali zusammengetroffen sei und seine Bekanntschaft durch Heine's „Buch der Lieder“ gemacht habe, in

dem der türkische Offizier zu seiner Überraschung laß. Marschall Mehemed Ali Pascha war als militärischer Bevollmächtigter wohl das wichtigste Mitglied der türkischen Delegation, der außer ihm noch Karatheodory Pascha, später Fürst von Samos, ein feiner, blasser Griechenkopf, und Sadullah Pascha, der ottomanische Gesandte in Berlin, angehörten. Beiden war Mehemed Ali durch seine Beherrschung der deutschen Sprache weit überlegen — und dem Fürsten Bismarck gerade deswegen wohl unbequem.

Übrigens war nicht nur Fürst Gortschakow mit meiner künstlerischen Tätigkeit, soweit es sein Porträt betraf, unzufrieden, denn Fürst Hohenlohe überraschte mich eines Tages, als ich ihn im Atelier zeichnete, mit der Äußerung: „Andrassy hat mir erzählt, Sie hätten eine so gute Karikatur von ihm gemacht.“ Ich verstand erst nicht, da ich niemals Karikaturen gezeichnet habe, mir fiel aber Gortschakow ein, und ich zeigte dem Fürsten den Studienkopf Andrassy's, den ich vor einigen Tagen gezeichnet hatte, worauf er lächelnd bemerkte: „Nanu, was

will der denn noch mehr! Der kann doch wahrhaftig zufrieden sein!“ Also auch kleine Eitelkeiten unter diesen hohen Herren! Einige von ihnen baten sich übrigens die Studienköpfe aus, die ich von ihnen gemalt hatte, so Lord Salisbury, Odo Russell und Graf St. Vallier, den ich auf seinen Wunsch außer mit dem Großkreuz der Ehrenlegion auch noch mit dem Stern des ihm damals vom Kaiser verliehenen Schwarzen Adlerordens geschmückt malte. Graf Schuwalow wollte sich sein Porträt bei seinem nächsten Aufenthalte in Berlin mitnehmen, ist wohl aber nicht wieder nach Berlin gekommen.



Mehemed Ali Pascha
und Karatheodory Pascha

Die französischen Bevollmächtigten, außer Graf St. Vallier der damalige Minister des Auswärtigen, Herr Waddington, der Schwager von Georg v. Bunsen, und Staatsrat Desprez, beides vornehm-liebenswürdige Erscheinungen wie Graf St. Vallier, malte ich später in Paris in Munkacsy's Atelier, nachdem ich den Grafen Mouy, der als Gesandter nach Athen versetzt wurde, noch in Berlin porträtiert hatte. Ebenso mußte ich mich beeilen, den Grafen Karolyi zu malen, der bald nach dem Kongreß seinen Berliner Botschafterposten verließ, um den Grafen Beust in London zu ersetzen. Der dritte österreichische Bevollmächtigte war Baron v. Haymerle. Das Königreich Italien wurde durch seinen langjährigen Botschafter am Berliner Hofe, den Grafen Launay, und den damaligen Minister des Auswärtigen, Graf Corti, vertreten, einen kleinen Herrn mit einem jugendlichen Sokrateskopf, der immer sehr beschäftigt schien und viel — schwieg. Die Fürstin Bismarck sagte mir, ihr Gatte hielte Schuwalow, Waddington und Corti für die begabtesten und fähigsten Staatsmänner des Kongresses.



Waddington und Desprez

Die Tätigkeit der Kongreßmitglieder setzte sich nach aller anstrengenden Tagesarbeit bei den Dinern und Soireen fort, die allabendlich in den verschiedenen Botschaftshotels stattfanden und bei denen auch die Vertreter anderer zu dem Kongreß nicht zugelassener Staaten

und Nationalitäten sowie Vertreter der Presse den heißbegehrten Zutritt fanden. So machte ich unter anderm auf einer Soiree beim Grafen Launay die Bekanntschaft eines armenischen Erzbischofs und anderer hoher armenischer Geistlichen, die zu meiner Überraschung alle geläufig Deutsch sprachen, und von denen einer mir erzählte, daß er unsern Schiller ins Armenische übersetzt habe. Eines anderen Abends begegnete ich beim Eintritt in die Salons der französischen Botschaft dem österreichisch-ungarischen Militärbevollmächtigten Prinzen Liechtenstein, der die Gesellschaft gerade verließ. Ich bemerkte weit hinten in der Flucht der mit Gästen gefüllten Räume silbergestickte, verschnürte, phantastische Kostüme und fragte den Prinzen, was es da gäbe. Er antwortete lachend: „I rat' Ihnen, halten's sich die Taschen zu. I mach', daß i fortkomm!“ Bei einem Diner in der russischen Botschaft, die berühmt wegen ihrer ausgezeichneten Küche war, schob der Botschafter v. Dubril eine Eisbombe à la Macédoine dem griechischen Geschäftsträger mit den Worten zu: „La Macédoine à la portée de la Grèce.“

Herrn v. Radowiz hatte ich inzwischen meine Wünsche über das für die Herstellung nötig scheinende Arrangement der Schlußsitzung ausgesprochen, der sie dem Fürsten Bismarck vortrug. Ich hatte vorgeschlagen, daß die Herren dazu in Uniform statt im Zivilkostüm erscheinen möchten, und daß die Friedensdokumente nicht an dem großen hufeisenförmigen Konferenztisch, sondern an dem Tisch, der quer den Fenstern der Gartenseite gegenüber aufgestellt und während der Beratungen mit den nötigen Landkarten bedeckt war, unterzeichnet würden. Auch hatte ich Herrn v. Radowiz angedeutet, ob nicht vielleicht in diesem Schlußmoment von dem im Nebenraum aufgestellten Büfett aus — die Türken hatten auf dieser Seite ihre Plätze — Sekt präsentiert werden, und endlich: ob nicht auch der Reichshund Tyras erscheinen könnte — beides, wie ich mir sagte, etwas kühne, wenn auch vom Standpunkte des Malers aus begreifliche Vorschläge. Den beiden ersten Wünschen stimmte Fürst Bismarck zu, obgleich es ihm sicher unbequem war, statt des gewohnten Interimsrockes den Waffenrock der Kürassiere mit den Generalsepaulettes anzulegen. Gegen meine beiden letzten Wünsche hatte er begründete Bedenken. „Sehen Sie, der Tyras“, sagte er zu mir, „ist dem Fürsten Gortschakow unversehens zwischen die Beine gefahren und hätte ihn fast zu Falle gebracht, und so könnten unsere Beziehungen zu Rußland doch eine wesentliche Trübung erfahren, wenn Sie den Tyras jetzt auf dem Bilde anbrächten. Und was den Sekt betrifft, so muß ich doch Rücksicht auf die Türken nehmen, denen der Koran ja geistige Getränke verbietet, obgleich Mehemed Ali Pascha nicht so ausfieht, als ob er sich dies Verbot sehr zu Herzen nähme.“

Fürst Bismarck sah trotz seines mächtigen Körperumfanges, der damals, ehe ihn Dr. Schweninger in Behandlung nahm, seinen Höhepunkt erreicht hatte, recht blaß und angegriffen aus. Das tägliche Präsidieren neben all seinen anderen Geschäften hatte ihn sichtlich überangestrengt, und er äußerte mir gegenüber gelegentlich: „Ich habe das viele Redenanhören satt und halte das nicht länger aus; wenn wir nicht in dieser (der vierten) Woche zustande kommen, so gebe ich die Sache auf.“ Auch die Fürstin Bismarck klagte öfter über den bedenklichen Gesundheitszustand ihres Gemahls und über die seelischen Eindrücke, unter denen er infolge der beiden auf Kaiser Wilhelm stattgefundenen Attentate von Hödel und Nobiling am 11. Mai und 2. Juni litt. Lothar Bucher, der Verfasser so vieler wichtiger Staatsdokumente, sah sich jeden Tag vor der Sitzung die Herren mit einem Gesicht an, als wollte er sagen: „Na, was werden sie nun heute wieder alles vorbringen und welchen Unsinn werden sie reden?“ Und Herr v. Radowicz erzählte mir, daß auch Fürst Bismarck, wenn er ihm abends das Protokoll der von ihm gehaltenen Reden vorlegte, entsetzt ausrief: „Das soll ich gesagt haben? Ist ja ganz unmöglich!“

Es war die höchste Zeit, den Kongreß zu schließen, und so wurde denn die Schlußsitzung auf Samstag, den 13. Juli 1878, 12 Uhr mittags, anberaumt. Es verlief alles programmgemäß. Die Herren waren in Uniform erschienen. Fürst Bismarck trug den blauen Waffenrock seiner Halberstädter Kürassiere, Graf Andrássy die Uniform eines ungarischen Honvedgenerals, Graf Karolyi war im nationalen Trauerkostüm (er hatte Familientrauer) eines ungarischen Magnaten erschienen, Fürst Gortschakow hatte sich vor Beginn der Sitzung wieder auf meinen Arm gestützt und wandelte mit mir im Saale herum, mich, natürlich in jovialster Weise, wieder mit Klagen und Wünschen bezüglich seines Porträts beehrend. Die Versammlung hatte an dem hufeisenförmigen Tische Platz genommen, als Vorsitzender Fürst Bismarck an der Mitteltafel, Graf Andrássy rechts neben ihm, die Russen an der äußersten Ecke der Seitentafel rechts, die Türken an der äußersten Ecke der Seitentafel links vom Vorsitzenden. Ich skizzierte während der ganzen Dauer der Sitzung unaufhörlich.



Bismarck und Andrássy

Es wurde zwar noch mehreres gesprochen, aber es lag doch eine Schlußstimmung über der Versammlung, nur Fürst Gortschakow erging sich noch in einer längeren Erörterung, und Fürst Bismarck schien mir, nach seinen Hand- und Kopfbewegungen zu urteilen, ungeduldig zu werden.

Endlich erhob er sich zur Schlußrede, die er frei in französischer Sprache, aber stockend und öfters sich korrigierend und andere Worte wählend, hielt. Die Aufforderung zum Unterzeichnen der Vertragsdokumente zum Beispiel leitete der Fürst mit den Worten ein: „Si quelqu'un des Messieurs a encore à faire des observations — stockend — désirerait de faire des objections . . .“ usw. Er lud dann die Herren ein, sich zur Unterzeichnung der Vertragsinstrumente an den anderen Tisch zu begeben, auf welchem sie aufgelegt waren, was er unter Hinweis auf den Umstand motivierte, daß die Siegel beim Herumreichen der Schriftstücke auf dem großen Sitzungstisch Schaden leiden könnten.



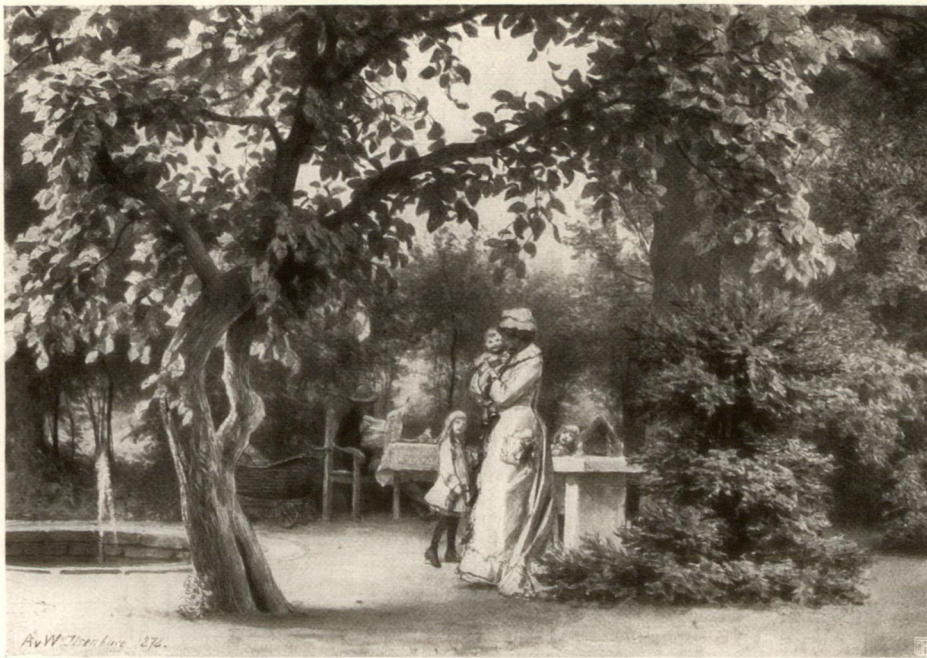
Bismarck bei der Schlußrede

Graf Andrássy hatte sich unmittelbar nach Bismarcks Schlußrede erhoben und eine kurze Dankesrede, die er von einem Quartblatt ablas, an den Vorsitzenden gerichtet. Die Herren Bevollmächtigten erhoben sich dann von ihren Plätzen und begaben

sich an den Kartentisch zum Unterzeichnen.

Der Vorgang spielte sich dann — ohne den Reichshund Tyras und ohne Sekt — so ab, wie ich ihn in dem Kongreßbilde mit einiger künstlerischen Freiheit geschildert habe. Die Fürstin und ihre Tochter, die Gräfin Marie Bismarck, empfingen die Herren nach Schluß der Sitzung zum Frühstück; wir blieben noch einige Stunden mit den Damen im Büfetttsaal zusammen, und von den Diplomaten war es Minister Waddington, der als letzter das Reichskanzlerpalais verließ. Es war um halb 4 Uhr nachmittags am Samstag, den 13. Juli 1878.

Fürst Bismarck bedurfte nach den Anstrengungen dieser vier Wochen gründlicher Erholung, und die Durchbringung der zollpolitischen Gesetze nahm ihn überdies auch noch das ganze nächste Jahr, 1879, in Anspruch, für Porträtssitzungen war er vorderhand überhaupt nicht zu haben, und ich mußte meine darauf bezüglichen Wünsche auf recht lange vertagen, während ich das Bild inzwischen in Angriff nahm.



Sommeraufenthalt in Ilsenburg

Siebzehntes Kapitel: 1878.

In Ilsenburg, Erier und in Mettlach bei Villeroy & Boch. — Mehemed Ali Paschas Tod. — Malereien meiner Schüler im Hospital der französischen Gemeinde in Berlin. — Die Oper: „Ekkehard“ von J. Albert. — Festlichkeiten in Paris. — Das Hamburger Lessing-Denkmal. — Rückkehr Kaiser Wilhelms nach Berlin und Empfang der Deputation der Akademie der Künste.

Zunächst mußte ich wenigstens einige Zeit ausruhen und begab mich deshalb mit meiner kleinen Familie nach dem lieblichen Ilsenburg im Harz, wo ich mir gelegentlich eines früheren Ausfluges von Harzburg aus bei dem Hüttenmeister Jasche eine Wohnung gesichert hatte. Ilsenburg mit dem lieblichen Ifetal war ein von Malern viel besuchter Studienplatz. Chr. Kröner wählte die umgebenden bewaldeten Höhen mit Vorliebe zum Schauplatz oder Hintergrund für seine Jagdbilder, der Maler Crola d. ä. lebte hier, und Berliner Malern begegnete man häufig unter ihren Malschirmen vor dankbaren landschaftlichen Motiven. Auch das nahegelegene Vernigerode mit dem Schloß der Grafen v. Stolberg-Vernigerode und seiner landschaftlichen Umgebung hatte viel Reizvolles, so daß ich während meines dreiwöchigen Aufenthaltes in Ilsenburg recht viel zu skizzieren

fand in Wald und Flur, in Gebäuden und Gärten, was mir als Material für die Ekkehard-Illustrationen wertvoll war. Dann führte mich gegen Ende August die Kontrolle der Stubenmalerarbeiten im Rathausaal zu Saarbrücken dorthin, wo ich auch noch Porträtstudien für die Wandbilder des Saales zu machen hatte, und von da nach Trier.

Die alte Bischofsstadt war mir schon von einer Studienfahrt her bekannt, die ich vor Jahren mit Scheffel dorthin gemacht hatte. In dem lebenswürdigen Regierungsbaurat Seyffarth fand ich diesmal einen besonders sachkundigen Führer, dessen anregender Unterhaltung ich eine Fülle neuer Eindrücke von den großartigen Baudenkmalern verdankte, welche uns die römische Kunst und Kultur auf diesem Fleck deutscher Erde hinterlassen hat. Die Porta nigra und die Ruinen des Kaiserpalastes, das Amphitheater und die römischen Bäder, die Konstantinsbasilika und das Grabdenkmal im Dorfe Igel wurden eingehender Betrachtung und Untersuchung nach ihrer künstlerischen und technischen Seite hin unterzogen, und vor meinen Augen erstanden die klugen und praktischen Römer, welche neben ihren Legionen der Kunst einen so wichtigen Platz in ihrer Kulturmission zugewiesen hatten. Ich mußte dabei auch jenes römischen Präfecten Aufonius gedenken, der hier idyllendichtend auf seiner Kanzlei einherschritt und die alemannische Jungfrau Bissula besang, die ihm trotz seiner 60 Jahre sein Herz berückte: „sie ist von Augen himmelblau und golden das rötliche Haar, ein Barbarenkind, hoch über allen Puppen Latiums, der sie malen will, muß Rosen und Lilien mischen.“*) Und in ebenso blühender Sprache hat der hohe römische Beamte die Schönheit der Landschaft besungen, in die sein Amt ihn verschlagen hatte, die Mosella mit ihren vom Rudertakt bewegten Schiffen und den Palästen, die ihre Ufer schmücken. Die antiken Reliefs und die Mosaiken im Museum in Trier erzählen uns so laut und deutlich von Aufonius' Leuten und ihrem Leben und Treiben aus jener fernen Zeit, als lebten sie heute noch unter uns.

Nachdem wir auch die Kirchen in Trier mit ihren reichen Kunstschätzen namentlich an Grabmälern u. a. aus der Barockzeit durchstreift hatten, führte mich Herr Seyffarth, über die alte Zeit und ihre Kultur die neue nicht vergebend, nach Mettlach zur Besichtigung der berühmten Porzellan- und Tonwarenfabrik von Villeroy & Boch, wo wir vom Kommerzienrat Boch gastfreundlich empfangen und mit den verschiedenen Zweigen der Fabrikation bekanntgemacht wurden. Mein besonderes Interesse wandte sich der Herstellung der weitberühmten Mettlacher Fliesen zu, deren Herstellungsraum, ein langer heller Saal, zudem einen außerordentlich malerischen Anblick ge-

*) J. B. Scheffel: Ekkehard, 8. Kapitel.

währte. Auf beiden Seiten eines langen Tisches — von denen mehrere in dem Saale aufgestellt waren — saßen je 20 bis 30 Arbeiterinnen dicht nebeneinander vor metallenen Vertiefungen, mit kleinen Löffeln die verschiedenfarbige feinpulverisierte Tonerde in die in die Vertiefung gestellte Blechform schüttend, die das Ornamentmuster enthielt. Nach vorsichtiger Herausnahme der Blechform senkte sich vermittle eines Hebeldruckes der durch hydraulische Kraft getriebene, genau in die Matrize passende Stempel geräuschlos von oben auf die pulverisierte Masse und preßte sie, ohne das Ornamentmuster zu beschädigen, zu einer festen Scheibe oder dünnen Tafel in trockenem Zustande zusammen, die dann weiterer Härtung im Ofen zugeführt wurde. Die perspektivische lange Reihe der Arbeiterinnen wäre wegen der stark farbigen gelben und roten Kopftücher, mit denen sie ihr Haar gegen den Staub geschützt hatten, ein dankenswertes malerisches Motiv für C. Gussow gewesen, der damals Orange und Rot besonders bevorzugte. Ob sich auch eine Bissula unter den arbeitenden Mädchen befand, habe ich nicht mehr in der Erinnerung.

Kommerzienrat Boch betrieb auch mit Erfolg Pferdezucht und führte uns mit besonderer Genugtuung zu der Koppel, wo eine Schar schöner junger Tiere seiner Zucht auf einer von Bäumen umgebenen Wiese graste oder munter umhergaloppierte. Mit einem Paar feuriger, schon eingefahrener junger Pferde fuhr uns Herr Boch in leichter Kalesche durch die mit Schäl-eichenwaldung bestandenen steilen Hügel an der Saar auf schmalem Fahrweg hinauf nach der ihm gehörigen Burgruine Montfort, von deren Höhe aus man einen schönen Blick weit ins Land hinein und tief hinunter auf die von Weidengebüsch umsäumte Saar hatte; Weiden wuchsen schon hier zu der Römer Zeiten und lieferten das Material zu dem so modern anmutenden Korbstuhl auf dem schönen Grabmal aus Neumagen mit der römischen Dame bei der Toilette, und zu Möbeln, die man auf anderen Reliefs im Trierer Museum sieht; heute dienen sie vor allem, wie mir Baurat Seyffarth erläuterte, zur Befestigung des Ufers und zur Herstellung von Bühnen für die Regelung des Laufes der Saar. Das Abendessen in dem schloßartigen Heim des Fabrikherrn im Familientreise beendete den genussreichen Ausflug in harmonischer Weise.

Am anderen Tage machte ich mit dem Dampfboot die schöne Fahrt die Mosel abwärts nach Koblenz und bedauerte nur, daß ich aus Mangel an Zeit mich an den malerischen Moselstädtchen mit ihren alten Fachwerkhäusern und an dem Anblick der nach Freund Endes Plänen neu erstandenen hochaufragenden Burg Cochem nicht aus der Nähe, sondern nur vom Bord des Dampfers aus erfreuen konnte.

Als ich von Koblenz dann bei schwerem Ungewitter mit dem Dampfer

rheinaufwärts gefahren war, erfuhr ich in Mainz aus Extrablättern auf dem dortigen Bahnhof anderen Tages die erschütternde Kunde von der am 7. September in Ipek erfolgten Ermordung des Muschirs Mehemed Ali Pascha durch seine geliebten Albanesen, zu denen er vom Sultan gesandt worden war, um sie mit den Beschlüssen des Berliner Kongresses auszuföhnen! Er war nach Schluß des Kongresses noch einige Zeit in Berlin geblieben und hatte uns öfters besucht, mit den Kindern gespielt und bei uns gefrühstückt — es waren kaum zwei Monate seitdem vergangen. Während ich an seinem Porträt noch einiges nacharbeitete, sprach er mit Begeisterung von den Tugenden der Orientalen und manchen Vorzügen des dortigen Lebens und lud mich dringend ein, ihn baldigst in Konstantinopel zu besuchen, wo er mir mit Vergnügen als Führer dienen würde! Ich war tief ergriffen von dem tragischen Ende des tapferen Soldaten, der seinem Adoptiv-Vaterlande mit deutscher Treue gedient und den ich seiner Persönlichkeit wegen liebgewonnen hatte.

Von Mainz aus machte ich einen Abstecher nach Wiesbaden, wo ich



Aus dem Harz

mit Freund Carl Becker und seiner Familie zusammentraf und begab mich nach Rassel zum Studium der berühmten Gemäldegalerie, die ich auch schon bei der Einfahrt nach Saarbrücken besucht hatte, und dann nach Goslar, wo ich unerwartet Paul Thumann begegnete, der mich nach Ilseburg begleitete, wo wir noch drei schöne Tage als Abschluß unseres Ferienaufenthaltes zusammen verlebten.

Der Kaisersaal im Goslarer Rathaus mit Burckmaiers Wandmalereien hatte den Wunsch bei mir angeregt, durch Kopien die gesamte malerische Ausstattung des Saales als Lehrmaterial zu gewinnen; er kam einige Jahre später durch Studierende der

Hochschule zur Ausführung, besonders betätigte sich dabei Carl Sterry, der für unsere Architekturabteilung dann auch eine Aufnahme von Tiepolos Kleopatra-Wandbild im Palazzo Lobbia in Venedig machte. Am 16. September traf ich wieder in Berlin ein.

Meine nächste Arbeit, die mich etwa drei Wochen in Anspruch nahm, war vier größere Bilder nachzuarbeiten, die meine Atelier Schüler Wendling, Fischer-Cörlin und Hochhaus unter meiner Leitung für das Hospital der französischen Gemeinde zu malen übernommen hatten. Es waren in bezug auf Kostüm und Darstellung ziemlich schwierige Aufgaben: 1. Der Große Kurfürst empfängt die Réfugiés; 2. „Mais c'est un réfugié“ (nach dem Motive eines alten Stiches); 3. Die Kurfürstin schenkt der Gemeinde den Grund und Boden ihres heutigen Hospitals; 4. Kronprinz Friedrich Wilhelm 1874 in einer Sitzung der Gemeinde. Ihre Lösung stellte an die Leistungsfähigkeit von Schülern oder Anfängern hohe Anforderungen, denen, wie immer in solchen Fällen, der Lohn nicht entsprach.

In der Kunstausstellung, die wie bisher in den Monaten September und Oktober stattfand, nahm das entzückende Porträt der Gräfin Karolyi von Professor Gustav Richter wohl das allgemeinste Interesse in Anspruch, das es nur mit Defreggers ergreifendem Bilde „Andreas Hofer auf seinem letzten Gange“ teilte.

Am 2. Oktober schrieb mir J. V. Scheffel:

„Ich habe schon wieder eine Bitte an Dich und Mügelburg, nämlich um Bericht und Zeitungskritik der Oper Ekkehard,*) die nächster Tage in Berlin zur Aufführung kommt.

Ich fürchte Schlimmes, denn das Libretto hat, „weil der Komponist eine Figur braucht, die Baß singt“ dem Ekkehard einen scheußlichen Grafen Montfort als Nebenbuhler gestellt.“

Ich wohnte der Aufführung bei und säumte nicht, dem Freunde darüber zu berichten. Scheffels Roman war allerdings mächtig verballhornt, die Kostümierung der Hunnen als eine Art von Rummeltürken schien auf einen Lacherfolg berechnet, die Musik geschickte Kapellmeistermusik zu sein, und Scheffel schrieb an Albert in folge meines Berichtes:

„Gestalten seh ich schweben
Den Hohentwiel hinan, —
O, Albert, Kapellmeister Albert,
Was hast Du mir angethan?“ —

Obgleich die Genesung des Kaisers von seinen am 2. Juni erhaltenen Wunden glücklicherweise so weit vorgeschritten war, daß er schon am 3. Oktober

*) Vom Kapellmeister Albert in Stuttgart.

wieder den Manövern bei Cassel beiwohnen konnte, führte der Kronprinz doch immer noch die Regentschaft.

Sein Geburtstag am 18. Oktober wurde diesmal nicht in größerer Gesellschaft im Neuen Palais, sondern im engsten Kreise im bayerischen Häuschen des Wildparkes gefeiert.

Die kronprinzliche Familie mit Ausnahme des Prinzen Heinrich, der vor kurzem seine erste zweijährige Seereise angetreten hatte, war mit den dem kronprinzlichen Hofe direkt attachierten Herren und Damen anwesend, außerdem die Prinzessin Biron von Curland, Gräfin Dönhoff, geb. Principessa di Camporeale, Minister v. Schleinitz mit Gemahlin, Marineminister v. Stosch, Graf Ugedom, 1866 Gesandter in Florenz, H. v. Angeli und Geheimer Legationsrat v. Jaschund. Eine Zigeunerkapelle musizierte bei Tisch, aber die Stimmung war gedrückt. Die Attentate auf den Kaiser waren noch in zu frischer Erinnerung, und die Debatten über das Sozialistengesetz, die am 9. September im Reichstag begonnen hatten, waren auch nicht geeignet, Festesfreude zu wecken und frohen Blickes in die Zukunft zu schauen.

Am Tage nach dem Geburtstage des Kronprinzen mußte ich zur Auflösung unserer Kunstabteilung und zur Abwicklung der Ausstellungsangelegenheiten wieder nach Paris, wo ich gleichzeitig die Porträtstudien von Waddington und Desprez zu malen gedachte.

Am 21. Oktober fand die große fête des récompenses, die Preisverteilung, im alten Industriepalast in den Champs Élysées statt, bei der sich die jetzigen Regenten Frankreichs, Mrs. les Députés, im Schmucke ihrer dreifarbigen ordensbandartigen Schärpen durch oft wiederholte unmotivierter Rufe: „Vive la République!“ bemerklich machten. Abends gab Minister Teisserenc de Bort den Ausstellungskommissaren ein Diner, bei welchem ich zwischen dem japanischen Finanzminister und dem japanischen Ausstellungskommissar saß, — meine ersten, wenn auch wenig lebhaften Beziehungen zu dem Reich der aufgehenden Sonne, da beide Herren vorwiegend schwiegen.

Am 22. Oktober folgte das große Abschiedsfest für die Weltausstellung, das der Marschall-Präsident Mac Mahon in den Prunkräumen des Königschlosses von Versailles gab. Es war das Fürchterlichste von Festlichkeit in bezug auf Arrangement, was ich jemals erlebt habe. Ich hatte bei unserem Kommissar, Herrn Günther, in Auteuil dinirt und war mit ihm und seiner jungen Frau vorsichtigerweise im eigenen Wagen und nicht mit der Eisenbahn nach Versailles gefahren, wo der Wagen an einem leicht erreichbaren Platz untergestellt worden war. Schon als wir in die im Vestibül der großen Treppe untergebrachten Garderobenräume traten, sahen wir, was uns erwartete. Die Garderobiers traten uns schweißtriefend mit ungeheuren

Päcken von Stücken männlicher und weiblicher Garderobe beladen entgegen, deren sie sich unter unaufhörlichen „Oh, mon Dieu, mon Dieu!“ ordnungsgemäß zu entledigen suchten und, als dies nicht gelang, mit einem wütenden: „Sacré nom de Dieu!“ einfach auf die Erde warfen, wo sich in wenig Augenblicken elegante Paletots, Damenmäntel, Hüte und Galoschen zu einem unentwirrbaren Knäuel aufhäuften. Wir nahmen unsere Garderobe mit und sicherten uns vor allem einen unbelästigten Rückzug durch die mir von früher her wohlbekannten Räume des Schlosses, da ich bemerkte, daß die Tausende von Eingeladenen durch die eine wenig über 2 m breite Türöffnung der Salle de la Paix in die große Spiegelgalerie hinein- und durch dieselbe Tür auch wieder hinausgelangen mußten. In der glänzend erleuchteten Spiegelgalerie herrschte ein Gedränge, gegen welches das am 18. Januar 1871 gar nicht in Betracht kam, und als draußen das Feuerwerk begann und die Menge in sichtbare Unruhe durch die hineinzuckenden grellen Lichtblitze versetzte, hatte ich die Empfindung, daß durch einen die Fenster zufällig durchschlagenden Raketenstock eine entsetzliche Panik entstehen müßte. Wir zogen es daher vor, rechtzeitig auf sicherem Wege wieder zu unserem Wagen zu gelangen und die weitere Entwicklung dieses merkwürdigen Festes nicht abzuwarten. Erst gegen 3 Uhr morgens kamen wir nach Paris zurück. Am anderen Tage konnte man in allen Zeitungen davon lesen, daß die Eisenbahnzüge nicht imstande gewesen waren, die Rückkehrenden alle aufzunehmen, die zum großen Teil unter Zurücklassung von Paletot, Mantel und Galoschen in durchaus unfestlicher Stimmung nach Paris zurückkehrten. Es habe unbeschreibliche Szenen gegeben, man skandalisierte über dies offizielle Fest.

Die Festlichkeiten hatten damit aber ihren Abschluß noch nicht erreicht; bei den Ministern und in anderen Häusern fanden noch unausgesetzt Bälle, Diners und Soireen statt. So erinnere ich mich eines Balles in den prächtigen Räumen des Ministeriums des Auswärtigen bei Minister Waddington, dem auch Freund L. Pietsch bewohnte, wegen eines besonderen Umstandes. Wir hatten am selben Tage in irgendeiner Ausstellung das Porträt einer schönen Dame in pelzverbrämtem weißem Kostüm von Léon Bonnat bewundert. Als ich mich nun mit Pietsch durch das Menschengedränge hindurchwindend der Tür eines Nebensalons näherte, sahen wir plötzlich das Original dieses Porträts in demselben Kostüm vor uns stehen, fast in derselben Haltung, wie Bonnat die Dame gemalt hatte, und das wirkte so verblüffend, daß Pietsch einen kleinen Schrei entzückter Überraschung und Bewunderung ausstieß, was die Dame mit Wohlgefallen zu bemerken schien. Ich habe selten ein Porträt gesehen, welches das Original mit so greifbarplastischer Wahrheit in seiner vollen Schönheit wiedergab, wie dieses von

L. Bonnat. Bei dem Ausstellungsminister Teisserenc de Bort hörte ich in einer großen musikalisch-deklamatorischen Soiree in einem für unseren Geschmack etwas wunderlich zusammengestellten Programm Coquelin aîné deklamieren; auf einem Empfang, zu dem der Figaro in seinen Geschäftsräumen eingeladen hatte, las Sarah Bernhard etwas aus einer Novelle vor, die Drahtseilkünstlerin Oceana jonglierte im Trikotskostüm mit Champagnerflaschen, Mlle. Schneider, die einst gefeierte Darstellerin der Grande-Duchesse de Gêrolstein, und viele andere Berühmtheiten aus der Theaterwelt waren als Gäste oder Mitwirkende erschienen. Auch in der Zusendung von Eintrittskarten in die Nationaltheater war die Ausstellungsleitung gegenüber den Kommissaren der verschiedenen Nationen sehr aufmerksam und freigebig. Ich wohnte im Théâtre français einer Musteraufführung von Emile Augiers „les Fourchambaults“ bei und bewunderte Sarah Bernhard, wie sie die Alexandrinerverse Racines in „Phèdre“ in althergebrachter Weise sprach.

Auf einem Diner bei Minister Waddington Anfang November, wo ich den italienischen Minister Graf Corti wieder sah und eine ganze Reihe von Botschaftern und Gesandten anwesend war, lernte ich u. a. den italienischen General Cialdini, damals Botschafter in Paris, und den Bildhauer Guillaume, Generaldirektor der schönen Künste, kennen und begrüßte Georg v. Bunsen. Tagsüber hatte ich viel im Bureau unserer Ausstellung zu tun und malte dazwischen in Munkacsys prächtig ausgestattetem Atelier Minister Waddington und Staatsrat Desprez für das Kongressbild, zeichnete den Times-Korrespondenten Oppel v. Blowitz, dem ich in seiner rührigen Tätigkeit hier wieder allerorten begegnet war, und auch Munkacsy als Erinnerung an mich für seine liebenswürdige Gemahlin, deren Gastfreundschaft ich viele angenehme Stunden verdankte; ich hatte beide aufrichtig lieb gewonnen.

Am 5. November kehrte ich nach Berlin zurück und schon am 9. November mußte ich nach Hamburg, um mit dem Bürgermeister Dr. Kirchenpaur, dem Hamburger Architekten Haller, Bildhauer Professor Albert Wolff und Architekt Johannes Olzen aus Berlin als Jurymitglied über die eingesandten Entwürfe für das Lessing-Denkmal, das dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie auf dem Gänsemarkt dort errichtet werden sollte, zu entscheiden. Konkurrenten waren: Schaper, Encke und Siemering aus Berlin; Donndorf-Stuttgart; Volz-Karlsruhe und Peiffer-Hamburg. Den Arbeiten von Schaper, Encke und Volz wurden Preise zuerkannt und Schaper für die Ausführung des Denkmals empfohlen. Er hatte im Gegensatz zu Rietschels unübertrefflicher Lessingstatue in Braunschweig seinen Lessing sitzend dargestellt, wie früher in seinem ersten Entwurf Goethe für Berlin und damit diesmal volle Zustimmung gefunden. Schade, daß die Architektur

des Platzes, in dessen Mitte sich die meisterhafte Statue in dunkler wirkungsloser Bronze erhebt, nicht günstiger für ihre Erscheinung ist.

Das Jahr hatte mir bis dahin viel Sturm und Drang und Mühe und Arbeit gebracht, jetzt, wo es sich zum Ende neigte, bescherte es mir noch eine große Freude: am 21. November, dem Geburtstage der Frau Kronprinzessin, wurde ich durch die Geburt des ersten Knaben erfreut, bei dem die Frau Kronprinzessin Patenstelle zu übernehmen wünschte, wie sie mir durch Graf Seckendorff mitteilen ließ.

Ich hatte inzwischen das Altarbild für die Vertraudt-Kirche in Frankfurt a. O.: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ nahezu vollendet. Ich stiftete der Kirche später auch noch die Entwürfe zu Glasgemälden, u. a. die vier Evangelisten darstellend. Der Kaiser war wieder völlig hergestellt und am 5. Dezember fand sein festlicher Einzug in Berlin statt, das ein prächtiges Festgewand an diesem Tage angelegt hatte. Die Straße Unter den Linden war wie immer der Glanzpunkt der gesamten Dekoration; die Fassade des alten Akademiegebäudes schmückten außer einer von Reinhold Vegas modellierten Figur über dem Hauptportal fünf beziehungsreiche von L. Knauer, G. Richter, E. Becker, Pfannschmidt und J. Schrader gemalte allegorische Bilder. Am 9. Dezember empfing der Kaiser eine Deputation der Akademie der Künste, bestehend aus Hitzig, E. Becker, Menzel, Drake, Kapellmeister Taubert, Dr. Böllner und mir zur Überreichung einer Glückwunschadresse, die Menzel gemalt hatte. Der Kaiser war von großer Frische und Lebhaftigkeit, äußerte zunächst seine Freude über den festlichen Empfang, kam auf den Schmuck des Akademiegebäudes zu sprechen und fragte dann mich, was ich dafür gemalt hätte. Ich war nicht malitiös genug, zu antworten, daß Herr Hitzig mich nicht dazu aufgefordert habe. Weiter fragte der Kaiser: „Wer von den Herren war denn in Paris? Wir haben ja auf der Ausstellung dort, wie mir berichtet worden ist, einen vollkommenen succès gehabt.“ Von den Herren war keiner dort gewesen und Hitzig, an den sich der Kaiser fragend gewandt hatte, wies auf mich. „Ja, das weiß ich wohl,“ bemerkte der Kaiser, indem er sich freundlich lächelnd zu mir wandte, „der hat ja alles gemacht und es freut mich, daß die viele Mühe sich auch belohnt hat.“ *) Einige Tage darauf erschien in sämtlichen Zeitungen ein anscheinend aus der bestunterrichteten Quelle stammender Bericht über die Audienz, in dem durch einen merkwürdigen unaufgeklärten Zufall unter den Namen der Mitglieder der Deputation mein Name vergessen worden war. Solche Zufälle kommen ja vor.

*) Ich habe erst später erfahren, daß der Kaiser die gesamten Kosten für unsere Kunstabteilung aus seiner Privatschatulle bestritten hat.

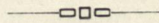
In der Zukunft hatte ich allerdings noch häufig Gelegenheit, solche Zufälligkeiten, die alle aus derselben Quelle zu fließen schienen, zu berichtigen. Einmal las man etwa, daß ich mein Amt niederzulegen gedächte, ein andermal daß ich ernstlich erkrankt sei, oder auch, daß ein Konflikt zwischen Direktor und Senat ausgebrochen sei, oder daß meine Wiederwahl nicht in Aussicht stände, oder daß die Schülerzahl im Abnehmen begriffen sei und endlich wurde eine ganz bestimmte Ziffer von Studierenden genannt, die sich bis zu einem bestimmten Tage in unser Hauptbuch bei Beginn des Semesters eingezeichnet hatten. Hier ließ sich eingreifen und feststellen, wer außer mir und den Beamten unseres Bureau's an diesem mit Datum bezeichneten Tage das Buch gesehen haben konnte und es war nun möglich, dem in Paris neu gewonnenen Freunde, Fr. Pecht, in dessen „Kunst für Alle“ hin und wieder diese kleinen Notizen erschienen, auf den Kopf zuzusagen, aus welcher Quelle sie stammten. Er gab dies auch ohne weiteres mit dem Bemerken als richtig zu: „Da ich weder von Ihnen noch von Freund Teschendorff Mitteilungen über Ihre Akademie erhalte, so nehme ich sie eben, wo ich sie kriegen kann“ und schlug vor, mir künftig die Fahnenabzüge dieser Notizen zur Korrektur zuzusenden. Das geschah in der Folge jahrelang und der fleißige Einsender mag sich oft genug darüber gewundert haben, daß seine Notizen für die „Kunst für Alle“ in so merkwürdig veränderter Form dort im Druck erschienen. In späteren Jahren, als eines Tages sogar eine vertrauliche, mich betreffende telephonische Mitteilung oder Anfrage aus dem Hofmarschallamt zu einer indiskreten Mitteilung an die Presse benutzt wurde, mußte ich freilich den amtlichen Beschwerdeweg beschreiten. (Es handelte sich dabei um den ehemaligen Registrator und späteren Inspektor der Akademie, Schuppli, der nach Unterschlagung von 30 000 M. Akademiegeldern in Ravensbrück in Mecklenburg Mitte Oktober 1912 Selbstmord begangen hat. Der Berliner Lokalanzeiger äußerte dazu [11. Oktober]: „Der ungetreue Beamte hatte eine ziemlich selbständige Stellung und besaß bedeutende Machtvollkommenheiten. Gegenüber dem alljährlich wechselnden Präsidium der Akademie dominierte er schon durch seine langjährige, eingehende Geschäftsfenntnis und hatte eine so unabhängige Position, wie kaum ein Museumsdirektor. Der „Herr Rat“, wie er sich mit Vorliebe titulieren ließ, spielte daher in der Kunstwelt eine gewisse Rolle, zeichnete sich aber im Verkehr mit dem Publikum durch wenig urbane Formen aus.“) Das ist vollkommen richtig und läßt sich auch von seinen Vorgängern behaupten. Die Herren Präsidenten und Sekretäre der Akademie waren vollständig in der Hand ihrer Unterbeamten, denen sie das Geschäftliche ihres Amtes vollkommen überließen. Mein Konflikt mit Hitzig war durch den Inspektor

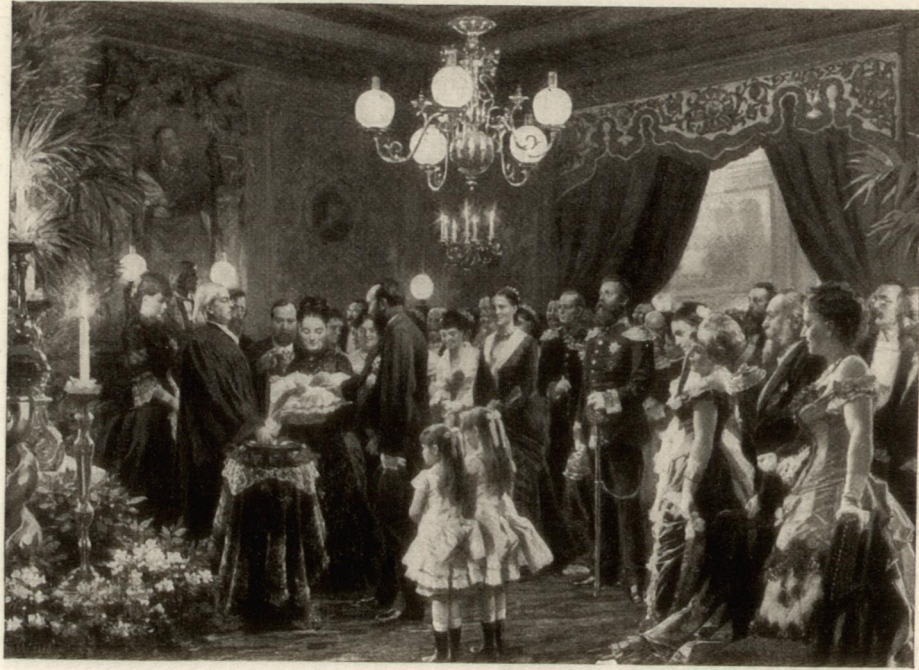
veranlaßt, und als ich einst mit Ad. Menzel Mitglied und Vorsitzender des Fachausschusses für Auszeichnungen war, überreichte mir mein Freund, der damalige Präsident Ende, eine Liste mit den Worten: „Hör' mal, hier ist die Liste der Vorzuschlagenden.“ Auf meine erstaunte Frage nach dem Urheber der Liste antwortete Ende: „Ach, weißt Du, die hat der Inspektor Schwerdtfeger aufgestellt, der weiß ja immer am besten, wer gerade dran ist.“ Natürlich figurierte auf der Liste der Name des Herrn Inspektors obenan für den Rgl. Kronenorden III. Klasse, — ich bin aber glücklicherweise nie wieder in einen dieser Fachausschüsse des Senats gewählt worden. Bei einer Wahlversammlung für Neuwahlen in der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie, die ich als deren Vorsitzender zu leiten hatte, wandte sich sein Nachfolger, früher Registrator, jetzt Inspektor Schuppli vor Beginn des Wahlaktes ganz vertraulich aber mit Nachdruck mit den Worten an mich: „Es werden doch heute die und die gewählt?“ und nannte zwei Namen. Daß ich über diese — Dreistigkeit eines Unterbeamten verblüfft war, war ganz gleichgültig, denn nach §§ 34 und 35 des Statuts sind die Vorschläge für Mitgliederwahlen an den Vorsitzenden zwar schriftlich einzureichen, d. h. an das Bureau, aber der betreffende Beamte, der sie zuerst in die Hände bekommt, ist praktisch durch nichts verhindert, sie nach seinem Ermessen zu „verbessern“. Die Mitglieder der Akademie sind nach den Statuten zwar verpflichtet, Stillschweigen über die Vorschläge zu beobachten, aber nicht die Unterbeamten, und wenn ich in feierlicher Form die Gesamtakademie als juristische Person im Laufe meiner langjährigen dienstlichen Tätigkeit erwähnen hörte, so sagte ich mir immer: „Achtung! Das ist der Herr Registrator oder Inspektor Schuppli.“

Es gibt eben trotz allem noch immer viel Humor in der Welt! — —

Am 15. Dezember feierten die Kunstakademiker ihr mit Geschick arrangiertes Weihnachtsfest, dessen Clou diesmal die Einweihung ihres von Ernst Doepler d. j. gemalten Banners war. Auch ich gab beim Einschlagen eines Nagels meinen Spruch dazu, wie ich denn immer gern an den Freuden und Festen der akademischen Jugend teilgenommen habe.

Bis Ende des Jahres waren unsere in Paris ausgestellt gewesenen Kunstwerke wohlbehalten wieder zurückgekommen und ihren Besitzern — wenigstens hier in Berlin —, wie sie unter meiner Verantwortlichkeit vom Nagel abgenommen worden waren, so auch wieder auf denselben Nagel aufgehängt worden. Ich aber sagte: Gott sei Dank, daß dies Jahr glücklich ohne Unfall und Krankheit vorübergegangen ist!





Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Taufe in meinem Hause

Achtzehntes Kapitel: 1879.

Trauer in der kronprinzlichen Familie. — Taufe in meinem Hause. — Dr. Nachtigall. — Anstrengende Geselligkeit und Erkrankung. — Erholungsreise nach Italien. — Jubiläum des preussischen archäologischen Instituts in Rom. — Botschafter v. Reudell. — Professor Dr. Kronecker und Minister D. Sella. — Nach Neapel, Genua, Mailand. —

Das Jahr 1879 brachte der kronprinzlichen Familie tiefe Trauer. Es war die Zeit, in welcher die Diphtheritis viele Opfer bei reich und arm, unter groß und klein forderte, auch die Schwester der Frau Kronprinzessin, die Großherzogin Alice von Hessen, war der unheimlichen Krankheit am 14. Dezember 1878 erlegen.

Die Taufe meines Sohnes, welcher die kronprinzlichen Herrschaften beizuhocken wollten und die auf Wunsch der Frau Kronprinzessin auf den 27. Januar angesetzt war, mußte deshalb und wegen des kürzlich erfolgten Hinscheidens des Prinzen Heinrich der Niederlande auf den 10. Februar, den Taustag der hohen Frau und Geburtstag ihres jüngsten Sohnes Waldemar, verlegt werden. Es war ein Fest- und Ehrentag meines Hauses, zu welchem außer meinen nächsten Hausfreunden und meinen verehrten Kollegen Reinhold Begas, Gustav Richter, Carl Becker, Wilhelm Gens u. a.

zu meiner großen Freude auch Feldmarschall Moltke erschien. Unser alter Freund, Hof- und Divisionsprediger Emil Frommel vollzog die Taufe, die im roten Salon meiner Wohnung stattfand; die Frau Kronprinzessin hielt den Täufling während der heiligen Handlung auf den Armen, Generalpostmeister Stephan und Professor Ludwig Rnaus waren die beiden anderen Paten. Der Kronprinz war, wie immer, von bezaubernder Liebenswürdigkeit; Fürst Bismarck, zu dem mich das vergangene Jahr in besonders nahe Beziehungen gebracht hatte, erfreute mich durch eine Glückwunschkarte.



Prof. L. Rnaus

Das Bild der Feierlichkeit habe ich in einer kleinen Skizze festgehalten, die ich der hohen Patin meines Sohnes zur Erinnerung daran ein Jahr später widmete.

Zu meinen vielen Bekanntschaften hatte sich in diesem Winter noch eine besonders interessante gesellt, die des Afrika-reisenden Dr. Nachtigall, der uns häufig besuchte und Abende lang von seinem abenteuerlichen Leben auf dem dunklen Kontinent, von den Mühen und Gefahren, die er überstanden, und seiner Flucht aus Lebensgefahr erzählte; eine anmutige junge Dame, die sich damals zum Besuch bei uns aufhielt und die später in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu meiner Familie trat, war der Magnet, der den damals schon Kranken in unser Haus zog. Es war ihm nicht beschieden, sich ein Heim in Europa zu gründen, dessen Klima ihn bald wieder nach Afrika zurücktrieb, von wo er nicht mehr zurückkehren sollte; doch sah ich den sympathischen liebenswürdigen Mann noch im Laufe des folgenden Jahres häufig bei uns. Er starb als einer unserer ersten Kolonialpioniere am 20. April 1885 an Bord der „Möwe“ und wurde auf Cap Palmas begraben. —

Meine geselligen Beziehungen, die sich im Laufe der letzten Jahre stark vermehrt hatten, stellten neben meiner künstlerischen Tätigkeit erhebliche Anforderungen gerade in diesem Winter an meine Kräfte, welche durch die aufregenden Arbeiten des vergangenen Jahres schon stark mitgenommen waren, und mein trefflicher Hausarzt Dr. Alshoff meinte oft mit bedenklichem Kopfschütteln: „Das geht nicht so weiter! Sie dürfen das Licht nicht an beiden Enden anzünden!“ Seit dem Januar war ich fast allabendlich



Prof. Gustav Richter

und häufig nacheinander an mehreren Stellen in Gesellschaft. Diners, Soireen und Bälle bei Hofe, bei den Ministern und Diplomaten wechselten in ununterbrochener Reihenfolge mit Quartett- und Musikabenden und Soireen bei uns und unseren Freunden Helmholtz, Dr. Leyden, Paul Lindau, L. Pietsch, W. Genz, P. Meyerheim, G. Richter, Kapellmeister Eckert u. a., und dazu nun noch fast allwöchentlich die parlamentarischen Abende bei Fürst Bismarck, — ja, das waren so außergewöhnlich festliche, historische Ereignisse, daß ich sie ungern versäumte! Friedrich Spielhagen feierte am 24. Februar seinen 50. Geburtstag, Berthold Auerbach hielt dabei, auf die Stuhllehne gestützt — ich sehe ihn noch vor mir —, eine glänzende geist- und gedankenreiche Glückwunschsrede. Dann feierte am 8. März Generalfeldmarschall Moltke sein 60jähriges Dienstjubiläum, und ich war mit meiner Frau zur Feier dieses Tages im Familienkreise geladen, wo viel Musik gemacht wurde; Conrad Dielz hatte auf meine Empfehlung als Geschenk des Kronprinzen ein Porträt desselben, ganze Figur in kleinem Format, zu diesem Jubiläum gemalt. —

Die Frage der Errichtung eines Neubaus für die Kunstakademie beschäftigte mich seit 1877 unausgesetzt, und dem Lützowplatzprojekt wurde auch von anderen Seiten Beachtung geschenkt. Der Abgeordnete Georg von Bunsen hatte die Angelegenheit in befürwortendem Sinne im Landtage zur Sprache gebracht, und auch der Bezirksverein „Westend“ hatte sich zugunsten des Projekts ausgesprochen. Baumeister Professor Martin Gropius schlug gleichzeitig vor, auf einem am Lützowplatz gelegenen ihm gehörigen Grundstück nach amerikanisch-englischem Vorbilde ein Alumnat für Kunststudierende zu bauen, und Oberbürgermeister Hobrecht hatte schon veranlaßt, daß die Trasse für die Pferdebahn nicht diagonal über den Platz, wie anfangs beabsichtigt, sondern um denselben herumgeführt worden war.

Der Kronprinz nahm an allen diesen Fragen regsten Anteil und ich mußte ihm eines Tages in Dielz' Atelier, als er diesem für das erwähnte Porträt eine Sitzung gewährte, darüber ausführlichen Vortrag halten.

Die fünfjährige Probezeit, die ich mir bei meiner Berufung zum Akademiedirektor ausbedungen hatte, lief im nächsten Jahre ab, und ich hatte mich auf eine Anfrage des Ministers bereit erklärt, mein Amt bis 1881 weiterzuführen, bis wohin eine Revision des provisorischen Statuts der Akademie in Aussicht gestellt war.

Sunächst fühlte ich aber, daß ich überarbeitet und ernstlich angegriffen sei und daß mein Freund Dr. Alshoff Recht habe, ich litt unter den Ueberanstrengungen, die mir das vergangene Jahr gebracht hatte, und es wurde mir die übliche Erholungsreise verordnet. Die letzten Wochen hatten mir

zudem noch eine Anzahl außer der Reihe liegender Arbeiten gebracht; so hatte ich u. a. auf Wunsch der Akademie für das Album, das sie ihrem Präsidenten Hitzig zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum widmete, das Titelblatt gemalt. An dem Festmahle, das ihm gegeben wurde, konnte ich aber nicht teilnehmen, obgleich die Spannung, die seit zwei Jahren zwischen uns herrschte, durch einen Besuch, den er mir machte, ausgeglichen war.

Auch einer Einladung des Fürsten Bismarck zu seinem Geburtstage am 1. April, zu welchem ich ihm ein Porträt des Feldmarschalls Moltke als Geschenk gesandt hatte, konnte ich nicht Folge leisten. „Es wird mich stets in gleicher Weise an den Künstler und den Feldherrn erinnern“, hatte mir Fürst Bismarck, „herzlich dankend“, von dem Bilde geschrieben. Zu allem kam nun noch, daß ich in diesen Tagen durch ein Ereignis in der kronprinzlichen Familie aufs tiefste erschüttert und niedergedrückt wurde. Bei einem Besuche, den mir Graf St. Vallier am Vormittage des 28. März machte, brachte er mir die Trauerkunde, daß am Abend vorher der jüngste Sohn des Kronprinzen, Prinz Waldemar, an dessen Geburtstag vor sechs Wochen die Taufe meines Sohnes stattgefunden hatte, ganz unerwartet, und nachdem man die Krisis schon überwunden glaubte, an der Diphtheritis gestorben sei! Das kronprinzliche Paar war zunächst von aller Welt abgesperrt, und die Frau Kronprinzessin erzählte mir später, daß sie alles vorbereitet hatte, um sich im ersten Moment, wo auch bei ihr Symptome der gefährlichen Krankheit auftreten würden, in ein Krankenhaus zu begeben und die Ihrigen nicht in Gefahr zu bringen.

Obwohl ich zweifelte, daß die mir verordnete Erholungsreise nach Italien bei meiner Gemütsstimmung und bei der Sorge um meine eigenen Kinder, die wir zwar unter der Obhut einer treuen Freundin sicher ge-



Entwurf zu der Adresse für Hitzig

borgen wußten, Wunder wirken werde, reiste ich doch mit meiner Frau am 5. April von Berlin ab, in Leipzig, wo wir die uns befreundete Professor Widemannsche Familie besuchten, sowie in Hof, Nürnberg und München Station machend. Außer einem Besuche bei Lorenz Gedon, an dessen gesundem Humor ich mich wieder ergözte, konnte ich München und meinen dortigen Freunden mit Rücksicht auf mein Befinden nicht viel Zeit widmen, es drängte mich nach dem sonnigen heilspendenden Süden.

In Gesellschaft des Greifswalder Anatomen Professor Dr. Hüter reisten wir von München weiter nach Trient, von wo wir einen Ausflug nach dem damals noch wenig besuchten Stahlbad Levico und dem Caldenazzo-See im Sugana-Tal machten und dann eilends über Verona, Mantua und Modena weiter nach Florenz, wo wir am Charfreitag, 11. April, eintrafen und die Ostertage zubrachten. Zu meinem Übelbefinden hatte uns der Himmel inzwischen auch noch unaufhörlich strömenden Regen und empfindliche Kälte beschenkt, und der Besuch der Affizien, des Palazzo Pitti, des Domes und Baptisteriums und anderer Kirchen, die Ausflüge nach Fiesole und San Miniato bei diesem Wetter ließen sich auch nicht gerade als zweckdienliche Erholung für einen Kranken bezeichnen. Wir eilten also weiter gen Süden, nach Rom, wo es ja besser sein mußte, in der angenehmen Gesellschaft des Grafen Dohna-Finkenstein und seiner lebenswürdigen jungen Gemahlin. In dem neuen vortrefflich gehaltenen Hotel Quirinal stiegen wir ab. Rom hatte sich in den zehn Jahren, seit ich es nicht gesehen, stark modernisiert, indessen nicht überall zu seinem Vorteil, und man merkte bald, daß auch hier eine Bau-Überspekulation mit dem unvermeidlichen Krach stattgefunden hatte. Die Stadtgegend nach dem Lateran zu war ja früher öde gewesen; unheimlich zogen sich die Straßen zwischen alten zerbröckelnden Gartenmauern hin, aber dieses Ruinenhafte hatte wenigstens etwas poetisch-melancholischen Zauber für sich, während uns jetzt in diesem Stadtteil aus den entsetzlichen vier- und fünfstöckigen unfertigen oder schon wieder verfallenden Mietskasernen mit ihren öden Fensterhöhlen die unbeschreiblich trostlose Nüchternheit moderner Spekulationsbauten anstarrte, Jammer und Elend! Dazu regnete es unaufhörlich, und mein Unbehagen steigerte sich. Der erste Bekannte, dem ich am ersten Abend auf dem Pincio begegnete, war der Bildhauer L. Tendlau, der vor 10 Jahren in Rom dem engeren Kreise meiner Studiengenossen angehört hatte, er war immer der erste, dem ich irgendwo begegnete, wo es auch sei. Im Vatikan trafen wir den uns befreundeten Chirurgen Geheimrat Dr. Busch mit seiner Gemahlin aus Bonn und Fr. Gesellschaft, der in der Sixtina Michelangelo's Fresken studierte, während meine Schwiegermutter eben im Begriff war, in Gesellschaft von Hermine von Preuschen und einigen Karlsruher Damen den

ungemütlichen Aufenthalt in Rom mit dem voraussichtlich angenehmeren in Neapel, Sorrent und Capri zu vertauschen. Von früheren römischen Bekannten besuchte ich zuerst den ersten ständigen Sekretär des Kgl. Preussischen archäologischen Instituts, Professor Dr. Wolfgang Helbig. Ich wünschte, der in den nächsten Tagen stattfindenden 50jährigen Jubelfeier des Instituts beizuwohnen und gedachte von Professor Helbig das Nähere zu erfahren. Er empfing mich mit der lebenswürdigen Frage: „Nun, Sie sind also abgesetzt?“ Zu dieser herzigen Begrüßung war er durch eine Notiz in der Augsburger Allg. Zeitung veranlaßt worden, die am 4. April, als ich mich eben zur Weiterführung meines Amtes bereit erklärt hatte, erschienen war und die etwa besagte, daß der Senat meine Weiterberufung nicht beantragen würde, was statutenmäßig gar nicht nötig war. Da J. V. Scheffel schon in einiger Erregung von dem Direktorialassistenten Teschendorff Aufklärung erbeten und dieser mir darüber berichtet hatte, war ich von dieser Neuigkeit, deren Quelle mir nach dem im vorigen Kapitel Gesagten ja nicht zweifelhaft war, durchaus nicht überrascht. —

Die Jubiläumsfeier des archäologischen Instituts wurde am Abend des 20. April durch einen großen Empfang bei dem Sindaco von Rom, dem Fürsten Ruspoli, in dem glänzend erleuchteten kapitolinischen Museum eingeleitet.

Der Hauptakt fand am nächsten Tage, den 21. April, durch eine feierliche Festszung im großen Saale des Instituts statt, bei welcher mich unter den vielen Rednern und ihren vorwiegend in italienischer Sprache gehaltenen Reden vor allen die Persönlichkeit und die Sprechweise des greisen Terenzio Mamiani interessierte, der in seinem Äußeren dem griechischen Gesandten Rhangabe sen. in Berlin ähnelte. Abends fand eine Beleuchtung des Forum Romanum statt, die aber total verregnete — es regnete, regnete ja immer! —, während im Hotel Quirinal das offizielle Festessen, bei welchem unser Botschafter Herr von Reudell in geläufigstem Italienisch die Begrüßungsrede hielt, die zunächst Beteiligten und ihre Gäste vereinte.

Am nächsten Abend empfing der Botschafter die vornehme Welt Roms, König Humbert und die graziöse Königin Margherita, Minister, Diplomaten und die Gelehrten- und Künstlerkreise im Palazzo Caffarelli zu Ehren des archäologischen Instituts in einer glänzenden Soiree. Die lebenden Bilder, die gestellt wurden, waren zwar recht mittelmäßig — wir hatten das früher im deutschen Künstlerverein in Rom besser gemacht —, aber die Ristori sprach den Prolog, und es wimmelte von Schönheiten aus der italienischen und internationalen Gesellschaft. Unser Botschafter Herr von Reudell war dank dem Verständnis und der Liebe für Kunst und Wissenschaft, die ihn in

hohem Maße auszeichnete und die sein eigentliches Lebensselement war, nach dieser Seite hin wohl der beste Vertreter, den das Deutsche Reich, das geistige Deutschland, nach W. v. Humboldt, Niebuhr und Bunsen je in Rom gehabt hat, und denen sich nur Kurd von Schlözer aus neuerer Zeit an die Seite stellen läßt, der als Legationsrat unter Harry von Arnim gegen Ende der sechziger Jahre ebenso hingebend und erfolgreich wie diese und später Herr von Reudell Hort und Stütze aller deutschen Künstler und Gelehrten in Rom gewesen ist.

Die Liebe zur Musik und seine Freundschaft mit Josef Joachim veranlaßten Herrn von Reudell, der ebenso wie seine Gemahlin, ein klassisch geschulter vollendeter Klaviervirtuose war, nachdem er aus dem diplomatischen Dienst zurückgetreten war, in Berlin in der Bendlerstraße in demselben Hause Wohnung zu nehmen, in dem damals Joachim wohnte, um sich so dem Hochgenusse des gemeinsamen Musizierens mit Joachim, des Schwelgens in den Werken unserer Klassiker in bequemster Weise hingeben zu können. Er war in dieser Zeit zum Vorsitzenden der Landeskunstkommission berufen, und ich hatte noch mehrere Jahre das Vergnügen, mit dem vorzüglichen Manne auch auf diesem Gebiete zusammenzutreffen, bis ein schon lang dauerndes Augenübel ihn zwang, diese Tätigkeit aufzugeben. —

Mein Befinden in Rom hatte sich immer mehr verschlechtert, und nur mit größter Anstrengung konnte ich Besuche bei dem Direktor der französischen Akademie in der Villa Medici, Mr. Cabat, beim Bildhauer Rosp, bei Corrodi und anderen Kollegen machen und etwas von Rom sehen. Im Hotel Quirinal wohnte auch der berühmte Berliner Mathematiker Professor Dr. Kronecker mit seiner Frau, und durch ihn hatte ich eines Tages die Bekanntschaft des italienischen Mathematikers und Finanzministers Quintino Sella gemacht, der sich durch Regelung der italienischen Valuta die größten Verdienste um die finanzielle Konsolidierung des jungen Königreichs erworben hatte. Auch Deutschland war dem klugen Mathematiker ebenso wie sein Vaterland Italien zu größtem Danke verpflichtet, weil er 1870 den König Victor Emanuel abgehalten hatte, sich in den Krieg gegen Deutschland als Bundesgenosse Frankreichs zu stürzen, wozu den ritterlichen Soldatenkönig seine Dankbarkeit gegen Frankreich, sein Herz und überdies seine engen verwandtschaftlichen Beziehungen als Schwiegervater des Prinzen Jérôme Napoleon drängten. Da man in der Politik aber weder haßt noch liebt, sondern rechnet, war der kühle Mathematiker Sella anderer Meinung.

In den französisch geführten Unterredungen der beiden Gelehrten wurde die Politik übrigens nicht berührt, sondern sie bewegten sich auf dem mir nicht vertrauten Gebiete der hohen Mathematik, und es schien mir, als ob es

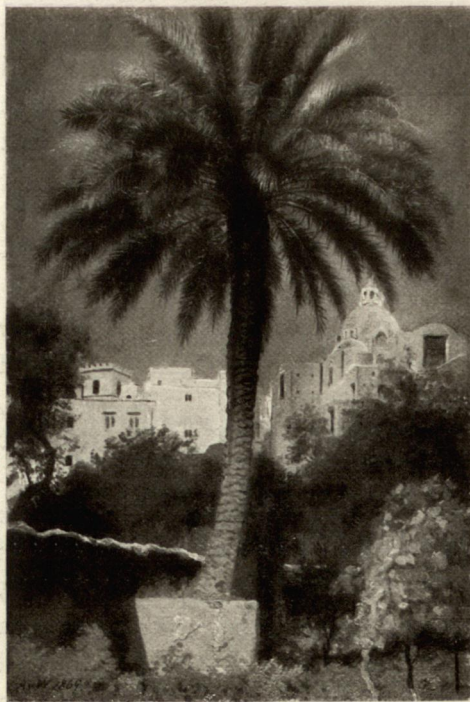
Professor Kronecker mitunter schwer würde, für seine Darlegungen den entsprechenden Ausdruck im Französischen zu finden; ich konnte zuweilen aushelfen.

Als ich endlich so unwohl wurde, daß ich fiebernd zu Bett bleiben mußte und die Pulver, die mir der deutsche Arzt Dr. Ehrhardt verordnet hatte, mich fürchterlich angriffen, nahm sich Frau Kronecker tatkräftig meiner an, und ich verdankte ihren Ratschlägen und ihren Hausmitteln einige Besserung, als meine Mißstimmung und mein Übelbefinden den höchsten Grad erreicht hatten. Als ich mich dann eines Morgens etwas wohler fühlte, beschloß ich nach Neapel abzureisen, denn in Rom regnete es tagtäglich in Strömen. Es war am 1. Mai, unser Reisegesellschafter war der hanseatische Ministerresident Dr. Krüger. Als der Zug an der Porta maggiore vorbeikam, gedachte ich desselben Tages vor 10 Jahren, eines strahlenden herrlichen Maimorgens, an welchem ich als Cervarafürst von dieser Porta aus zum Cervarafest in die Campagna zum Carnevale dei Tedeschi hinausgefahren war. In Neapel, wo wir mit Dr. Krüger im Hotel Nobile auf dem neuen Corso Vittorio Emanuele abgestiegen waren, hatte der Regen aufgehört, und wir genossen, obgleich der Vesuv noch tief mit Regenwolken verschleiert war, von dieser Höhe aus wenigstens einen Augenblick noch einen prächtigen Blick über den Golf und bis Sorrent und Capri. Aber es regnete am andern Tage, den wir dem Museo Nazionale gewidmet und an dem wir nachmittags mit kühnem Wagemut auch eine Lustfahrt durch die Pausilippogrotte nach Puzzuoli unternommen hatten, wieder Strippen, wie der Berliner sagt, und wir besprachen am Abend in unserem Zimmer am Teetisch um die trauliche Lampe gesellt mit Dr. Krüger, der auch aus Gesundheitsrücksichten nach Italien gereist war, die Reize und Erfolge unserer nunmehr schon vier Wochen dauernden Erholung und erörterten die Frage, wie lange man diese Erholung noch würde aushalten können. Endlich am andern Tage, am 3. Mai, als wir nach Castellamare und Sorrent fuhren, war ein schöner sonniger Tag ohne Regen, der erste lohnende unserer ganzen Reise. In dem herrlich gelegenen Hotel Vittoria, in welchem ich vor zehn Jahren, als es noch Villa Rispoli hieß, köstliche Tage verlebt hatte, trafen wir natürlich viele Deutsche; von Berliner Bekannten die Ärzte Dr. Körte und Dr. Güterbogt, sowie Alfred Krupp aus Essen, den großen Kanonenkönig, der sich, das Haupt mit einem türkischen Fez bedeckt, im Gartensaal des Hotels nachmittags Tarantella vortanzen ließ, wozu er auch uns eingeladen hatte. Es hatte zwar wieder geregnet, als am Vormittag ein großes kirchliches Winzerfest mit einer Prozession stattfand, in welcher eine riesige Madonna-Pyramide herumgeführt und wobei auch Tarantella getanzt worden war, am andern Tag aber, als wir nach Capri hinüberfuhren, strahlte endlich doch die Sonne aus dem bekannten

blauen italienischen Himmel hernieder. Natürlich Pagano und blaue Grotte! Welche Erinnerungen an fröhliche Jugendzeit, an Scheffel und den Trompeter von Säckingen weckte der gute alte Albergo Pagano! Er war noch nicht modernisiert, auf der einen Fensterscheibe sah man noch den Rater Hiddigeigei, den Otto Brandt vor 10 oder 12 Jahren dorthin gemalt hatte, und auf den Türfüllungen des Speisezimmers befanden sich auch noch die Malereien von Sain, Hamon, Ed. Hübner und mir, mit denen wir damals den Schauplatz unserer Symposien geschmückt hatten. Am Abend saßen wir bei herrlichem Mondschein auf Paganos Dache, in unsere Reiseplaisirs gehüllt, und tranken Punsch, weil es bitterkalt war. Dann ging es zurück nach Sorrent und wieder unter strömendem Regen, am 9. Mai, meinem Geburtstag, über Castellamare und Neapel ohne Aufenthalt nach Rom zurück, und von da einige Tage darauf — aber immer unter strömendem Regen — über Pisa, wo pflichtschuldigst Dom, Campo Santo und Baptisterium besucht wurden, nach Spezzia und die herrliche Riviera di Levante entlang nach Genua, das ich noch nicht kannte und wo uns endlich wieder der italienische Himmel lächelte. Wir stiegen im Hotel de la Ville ab, wo auch Prinz Karl von Preußen wohnte, dessen Ad-

jutant, Oberst von Prittwitz und Gaffron, uns dringend den Besuch der auf einem Vorsprung der Küste hoch über dem Meere herrlich gelegenen Villa Mylius empfahl. Das von einem üppigen Garten umgebene, mit Kunstschätzen aller Art reich ausgestattete, behagliche Daheim sollte in nächster Zeit zwangsweise versteigert werden.

Selbstverständlich hatten wir den großartig angelegten Campo Santo schon besucht und die jedenfalls ihrer Marmortechnik wegen interessanten, wenn für unsere Empfindung auch fremdartigen modernen Grabdenkmäler bewundert, ohne aber eine Antwort auf die Frage gefunden zu haben, warum eigentlich diese der Natur zum Teil meisterhaft von Künstlern ersten



Palme in Paganos Garten in Capri

Ranges nachgebildeten Statuen — etwa der Gatte, der um die dahingeschiedene Gattin trauert, die Mutter, die um den ihr entriffenen Liebling klagt oder für ihn betet, u. a. m. — auf uns als unbefangene Beschauer durchaus nicht den Eindruck machten, den der Besteller des Grabmals wie der ausführende Künstler gewiß beabsichtigt haben? Es drängte sich mir beim Grübeln darüber immer Leo Tolstois Frage auf — die er übrigens auch nicht endgültig beantwortet hat —: „Was ist eigentlich die Kunst?“ Eine zutreffende Erklärung, soweit es die bildende Kunst, ihre Bedeutung und ihren Zweck betrifft, ist mir nicht bekannt, und da Empfindung, Gefühl, Stimmung, Geschmack durchaus unsichere, je nach der subjektiven Auffassung wechselnde Begriffe gegenüber der von keiner Auffassung abhängigen mathematischen Sicherheit des Verhältnisses vom Kreis zu seinem Durchmesser sind, so neige ich der Ansicht zu, daß die bildende Kunst das Ergebnis allerfeinster mathematischer Einflüsse auf unser Erkenntnis- und Empfindungsvermögen ist, für das zwar mit dem Worte Ästhetik eine Art Begriff, aber doch nichts Greif- und Beweisbares gefunden oder geschaffen ist. —



Prinz Karl von Preußen

Wenn gegenüber den Grabmälern des Campo Santo Zweifel über den Zweck der bildenden Kunst oder die Lösung dieser Lebensfrage für sie wachgerufen waren, so wurden wir im Genuß der wunderbaren Van Dyks in Palazzo Brignole Sale auf die höchsten Höhen der Kunst emporgehoben; der große Niederländer erschien mir inmitten seiner italienischen Umgebung durchaus nicht als ein hier Fremder, sondern seine teils tief schwarz, teils auf viel- oder gestimmten Porträts tönten harmonisch mit der strengernsten Architektur und den sattfarbigen Interieurs des vornehmen Hauses zusammen. Warum eigentlich? Weil Van Dyk ein Genie war? Alle 700 Paragraphen von Vischers Ästhetik geben keine Auskunft auf dies geheimnisvolle: „Warum?“ Und Van Dyk war 22 Jahre alt, als er diese Wunderwerke schuf!

In Pegli, nahe Genua, in der Villa Pallavicini, lernte ich noch ein mir neues

Gebiet der italienischen Kunst kennen, die Gartenkunst (oder Künstelei?) in einer Art, wie sie die mir bekannten Parks der römischen Villen Borghese, Doria Pamfili, Wolkonsky in Rom, der Villa d'Este in Tivoli u. a. nicht aufwiesen. —

Mein Urlaub ging zu Ende, und nach einem zweitägigen Aufenthalte in Mailand am 15. und 16. Mai traten wir die Rückreise über Verona—Trient—München an. Trotz des wieder strömenden Regens hatte ich mir den Weg zu Leonardos Abendmahl in Mailand nicht versagt; es befand sich in einem traurigen Zustande, und seine gänzliche Zerstörung schien nur eine Frage von einigen Jahrzehnten zu sein. Auf der Rückreise trafen wir in Franzensfeste wieder mit dem jungen Ehepaar zusammen, das sich auf der Hochzeitsreise befand und dem wir auf allen Stationen unserer Reise bis nach Capri hinunter begegnet waren — der junge Ehemann war Güteradministrator des Herzogs Karl Theodor in Bayern —, und in München besuchten wir zusammen das stattliche Kunstgewerbehaus, das aus dem Ertrage der Ausstellung von 1876 erbaut worden war. Direktor v. Piloty in erfreulichem Wohlfsein — soweit es sein Magenleiden

gestattete — begrüßen zu können, war mir eine große Freude. Das Mittagsmahl nahmen wir bei Frau Professor Schirmer, der Witwe des 1863 verstorbenen Karlsruher Kunstschuldirektors J. W. Schirmer, ein, die nach München übergesiedelt war, wo ihr Schwiegersohn, der Geologe und spätere Präsident der Akademie der Wissenschaften, R. v. Zittel, als Professor an der Universität wirkte. Am 19. Mai morgens trafen wir in Berlin ein, wo ich um 12 Uhr mittags einer Sitzung des Professorenkollegiums der Akademie präsiidierte, — froh, daß diese Erholungsreise zu Ende war und daß ich endlich wieder zur Ruhe an meiner Arbeit kommen konnte!



Dekoratives Bild im Hause von R. Pringsheim



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Ankunft König Wilhelms in Saarbrücken, 9. August 1870

Neunzehntes Kapitel: 1879.

Über Maltechnik. — Die goldene Hochzeit des Kaiserpaares. — Ministerwechsel. — In Heringsdorf. — Internationale Kunstausstellung in München. — In Radolfzell und Karlsruhe. — C. F. Lessing. — Akademieforgen. — L. Alma Tadema. — Weihnachtsfest der Akademiker.

Meine nächste Arbeit war die Fertigstellung eines dekorativen Familien-Porträtbildes für das Pringsheimsche Haus und die Arbeit an den Bildern für Saarbrücken. Das größte von diesen, die Ankunft Königs Wilhelm in Saarbrücken am 9. August 1870, wollte ich gerade in Wachsfarben zu übermalen anfangen, als mich eines Tages Lenbach besuchte und die Untermalung sah, die ich meiner Gewohnheit gemäß mit dünner Serpentinfarbe, aber in Zeichnung und Farbe eigentlich vollständig fertig wirkend angelegt hatte. Lenbach meinte, ich würde doch an dem Bild nichts weiter machen, es sei ja fertig, und er äußerte sich in sehr drastisch-derber Weise, als ich darauf verwies, daß die Landeskunstkommission mir nach allem Vorhergegangenen schwerlich die Bilder in diesem Stadium als fertig abnehmen würde, obgleich sich diese dünne vorsichtige Malweise nach meiner Erfahrung zweifellos besser und unveränderter halten würde als jede dickere Übermalung. Ich habe solche Urteile wie das von Lenbach mehrfach über

meine Untermalungen gehört, so schon in Paris 1867, als mich dortige französische Kollegen geradezu beschworen, an einer derartigen Untermalung eines größeren Bildes nicht mehr zu rühren, weil ich den „ton vaporeux“ derselben nur beim Weitermalen zerstören würde. Auch als das Kongreßbild in dieser Weise untermalt war, äußerten Koloristen wie C. Becker, M. Michael, W. Genz und E. Guffow: „Das Bild sollte eigentlich so bleiben, wie es jetzt ist.“ Die Frage einer zuverlässigen und leicht zu handhabenden Technik in der Ölmalerei hat gerade die deutschen Maler, nachdem seit Anfang des vorigen Jahrhunderts die Werkstatt-Tradition früherer Zeiten verloren gegangen war, wohl viel beschäftigt, aber es ist darin auch stark gegen alle gesunden und praktisch bewährten Anschauungen und Erfahrungen, wie sie jedem Anstreicher und Lackierer geläufig sind, gesündigt worden, weil der Feuergeist des Genies sich gegen den prosaisch nüchternen Zwang einer vorsichtigen Malweise sträubt und das Schmieren und Pagen mit Ölfarbe sehr verführerisch zu sein scheint. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man bei einiger Vorsicht, einen einfach hergestellten Malgrund vorausgesetzt, selbst mit den vom Farbenhändler bezogenen Farben mit Sicherheit arbeiten kann, wenn man die Palette auf 8 oder 10 Farben beschränkt und sich von den Hunderten von erotischen Pigmenten fernhält, welche die Farbentafeln der Fabrikanten und Händler zieren. Dazu nur etwas Geduld, damit man nicht eher übermalt oder lasiert, als der Untergrund nicht vollkommen trocken und zur Aufnahme einer neuen Farbschicht präpariert ist, und dann größte Sauberkeit der Paletten, Pinsel, Öl- und Firnisbehälter, was ich immer als eine selbstverständliche Notwendigkeit betrachtet, wofür ich aber bei den jungen, stürmischen Künstlerseelen nicht immer Verständnis gefunden habe. Man liebt solche Pedanterie nicht, während mir die mit fingerdicker Farbschicht beladenen Riesenpaletten und die klebrigen Pinselstiele immer ein Greuel gewesen sind. Was in früheren Zeiten der Lehrling im Handwerk schon beim Aufräumen der Werkstatt spielend oder, wenn's gar nicht anders ging, unter Nachhilfe einiger drastischer Mittel lernte, ist dem heutigen Herrn Kunststudierenden bei seiner Auffassung von akademischer Freiheit durch Vorträge u. dergl. nicht so leicht beizubringen, natürlich zu seinem eigenen Nachteil, denn Handgriffe und technische Kenntnisse sind ohne Schulung und ohne Zwang — gleichviel ob man ihn sich selbst auferlegt, oder ob er von außen kommt — nicht zu gewinnen und in jeder Kunst sind sie als Arbeitsinstrument unentbehrlich. In der bildenden Kunst greifen sie auch noch auf das mehr wissenschaftliche Gebiet der Anatomie, Perspektive, Ornamentik und Farbenkunde über, — aber leider ist das Lernen etwas unbequem, und ich habe zuweilen darauf

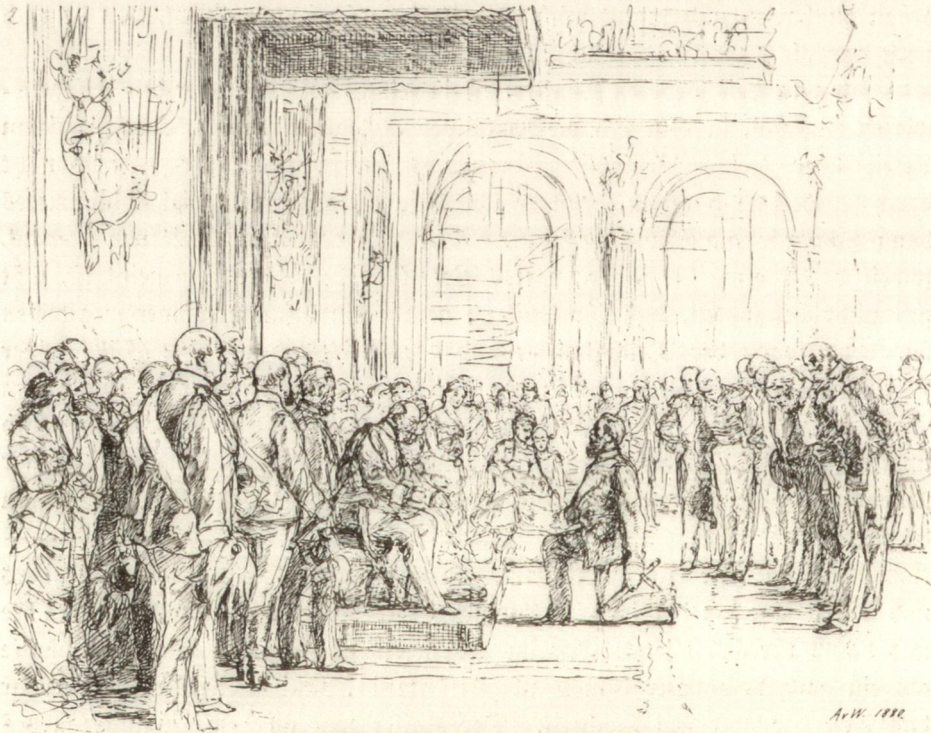
verweisen müssen, daß man früher — ich griff damit auf meine Jugendzeit zurück — in der Malerei anders darüber dachte. Das scheint mir arg verübelt worden zu sein, denn ich lese heute gedruckt: „Also da, wo die Menschheit (na, na!), die Kunst vor dreißig Jahren war, da soll sie wieder anfangen, dahin soll sie wieder zurückgeschraubt werden: Etwa unter die Knute eines Anton von Werner!“ *) Der freundliche Verfasser dieser Zeilen scheint mich für eine Art Iwan den Schrecklichen oder einen Dschingis Khan zu halten und macht mich da mit einem Talente bekannt, von dem ich noch gar nicht wußte, daß ich es besäße!

Ich will den biedereren Kunstfreund in seiner Meinung über den beklagenswerten Zustand, in dem sich die Kunst vor 30 Jahren befand, oder in seinem Urtheil über meine Wenigkeit — wenn es ihn sonst beglückt — auch nicht durch Widerspruch reizen, denn er könnte ja vielleicht noch viel Schlimmeres dann von mir glauben und sagen. Aber von der Menschheit von damals, soweit damit etwa die unser engeres Vaterland bewohnende gemeint ist, läßt sich nicht behaupten, daß ihr Zustand gerade ein bejammernswerter gewesen sei, denn sogar der Reichskanzler und der Reichstag mit der Fülle seiner Berühmtheiten erfreuten sich in der Welt damals einer nicht zu leugnenden Anerkennung und Wertschätzung, und wir feierten in jenen Jahren eigentlich immer Feste, falls man gelten lassen will, daß wir das Glück derer, die wir lieben und verehren, als eigenes, uns widerfahrenes empfinden und feiern dürfen.

Nachdem wir 1877 das 80. Geburtsfest des ehrwürdigen Kaisers und 1878 seine zweimalige Errettung aus Mörderhand feiern konnten, brachte uns das Jahr 1879 jenes Fest im Hohenzollernhause, das in jeder Familie als ein ganz besonderer Glücksfall gilt: am 11. Juni feierte das Kaiserpaar das Fest der goldenen Hochzeit. Der Kaiser war an dem Unglückstag des 2. Juni auf dem glatten Parkett in Schloß Babelsberg ausgeglitten und hatte sich das Knie verletzt. Das Knie war noch bandagiert, und er bediente sich eines Stockes, den er, während des Empfanges der glückwünschenden Deputationen unter dem Thronbaldachin neben der Kaiserin sitzend, in der Hand hielt, was ihn zu genieren schien. Der feierliche Empfang und die Defiliercour fanden im Weißen Saale des königlichen Schlosses statt. Die Frau Kronprinzessin, die mit ihren Kindern anwesend war, erschien wegen ihrer Trauer um den jüngstverstorbenen Prinzen Waldemar in weißer Seide; Fürst Bismarck trug den dunkelblauen Gala-Waffenrock eines Generals der Kavallerie. Ich gehörte der Deputation der Akademie der Künste an, die

*) „Die kranke deutsche Kunst.“ Seite 60. Verlag von L. Degener, Leipzig. 1911.

eine von Siemering modellierte goldene Medaille überreichte; vor uns defilierte die Deputation der Akademie der Wissenschaften, der auch Mommsen angehörte. Er fiel mir wegen seiner Haltung vor dem Throne auf, während Dubois-Reymond, wenn ich mich recht erinnere, eine kurze Ansprache hielt. Den rechten Arm auf dem Rücken, mit der rechten Hand den linken lang herunterhängenden Arm umspannend, vornübergebeugt in etwas schlottriger



Die goldene Hochzeit des Kaiserpaars
Guldigung der Provinz Pommern

Haltung und den sarkastischen Blick auf das Jubelpaar gerichtet, sah er so aus, als ob er selbst erstaunt sei, sich hier im Weißen Saal zu wissen. Das Kaiserpaar hielt die ganze lange dauernde Feier tapfer aus, und nach dem Festdiner am Abend fuhr das Jubelpaar noch zur Besichtigung der Illumination mit großer Begleitung durch die Straßen. Ich befand mich gerade unten in dem Hauptportale nach der Schloßfreiheit zu, als die Equipage vorfuhr und sah, wie der greise 80jährige Oberhofmarschall und Oberstallmeister Graf Pückler sich aufs Pferd schwang, um am Wagenschlag reitend das kaiserliche Paar zu begleiten, wie es bei solchen feierlichen Veranlassungen Sitte ist. —

Ich hatte die kronprinzlichen Herrschaften seit der Taufe in meinem Hause nicht gesehen; erst am 5. Juli — eines Sonnabends, an dem die jungen Kunstakademiker ihr Sommerfest in Grünau feierten, — war ich wieder ins Neue Palais geladen und hatte Gelegenheit, die Frau Kronprinzessin zu sprechen. Sie war tief bewegt, obgleich ich mich bemühte, das Gespräch von dem schmerzlichen Verluste, den sie erlitten hatte, abzulenken, indem ich die Unterhaltung auf das unglückliche Ende des vor kurzem von den Zuluftkavern bei einem Rekognoszierungsritt getöteten Prinzen Louis Napoleon brachte, der, wie ich bemerkte, in seiner äußeren Erscheinung nichts von dem dämonischen Wesen der Napoleoniden hatte, sondern nach den mir bekannten Bildern von ihm einen sehr sympathischen Eindruck machte. Die Frau Kronprinzessin schilderte daraufhin den verstorbenen Kaiser Napoleon III. als einen gutmütigen, behäbigen Holländer, der vom Dämon nichts an sich gehabt habe, eine Auffassung, die mir ganz neu war. Das Aussehen der hohen Frau war leidend, ihre treue Freundin, die Gräfin Dönhoff, unsere contessina, befand sich seit längerer Zeit schon im Neuen Palais, um mit ihrem heiteren, liebenswürdigen Naturell die dunkeln Schatten zu verscheuchen, die sich auf das sonnige Familienglück im kronprinzlichen Hause gesenkt hatten. —

Bis zum 12. Juli tagte der Reichstag, in welchem Fürst Bismarck seine zollpolitischen Gesetze mit Hilfe des Zentrums durchgebracht hatte. Die Minister Hobrecht, Dr. Friedenthal und Kultusminister Dr. Falk waren dieser Wendung in der inneren Politik zum Opfer gefallen und letzterer durch den bisherigen Oberpräsidenten v. Puttkamer ersetzt worden. Als ich dem neuen Chef der Kunstverwaltung meinen Antrittsbesuch machte, empfing er mich in jovialer Weise mit den Worten: „Ich komme eben aus Potsdam, wo ich mich beim Kronprinzen gemeldet habe. Er hat mir viel von Kunst gesprochen und was da alles zu tun und neu zu schaffen wäre. Aber ich gestehe Ihnen, ich verstehe nicht das Geringste von Kunst und rate Ihnen: wollen Sie etwas haben oder durchbringen, so schreien Sie tüchtig, zweimal, dreimal, ich habe das immer als Oberpräsident so gemacht und damit wenigstens manches erreicht!“ Das war deutlich und offenherzig. Seinem Vorgänger war in seinen schweren Kämpfen um die Maigesetze in der Zeit des Kulturkampfes wenig Zeit geblieben, sich mit den schönen Künsten zu befassen oder sich ihrem Genuße hinzugeben. Als ich ihm einige Zeit nach seinem Rücktritt in Heringsdorf begegnete, sprach er sich darüber aus und verhehlte nicht, wie glücklich und erleichtert er aufatme, seitdem die schwere Bürde dieses Ministeriums von ihm genommen sei. Auch Hobrecht, mit dem ich am Tage nach dem Schluß des Reichstages in einer Sitzung des Komitees für das Königin Luise-Denkmal zusammentraf, schien herzlich froh darüber,

das Finanzportefeuille los zu sein. Das verehrte Oberhaupt der Haupt- und Residenzstadt Berlin war ja schon früher Ministerkandidat gewesen, das war zwei Jahre vorher, als Graf Friz Eulenburg das Ministerium des Innern verließ, und ich erinnere mich, daß mir Sobrecht, als wir damals eines Tages zusammen ins Neue Palais nach Potsdam fuhren, seine entschiedene Abneigung gegen die Übernahme eines Portefeuilles ausgesprochen hatte. —

Die Ferienzeit führte mich mit meiner Familie auch in diesem Jahre wieder wie vor zwei Jahren in das anmutige Ostseebad Heringsdorf mit seinen Dünen und prächtigen Buchenwäldungen und in denselben Kreis von Freunden und Bekannten, dessen Zentrum für den männlichen Teil die Lindemann'sche Regelbahn war. Nach vierwöchentlichem Ausruhen reiste ich von dort nach kurzem Aufenthalt in Berlin mit Hermann Ende nach München zur Besichtigung der internationalen Kunstausstellung; Ende sowie Julius Schrader und Albert Wolff, die sich schon in München befanden, waren Mitglieder der internationalen Preisjury. Die Spanier und Franzosen hatten imposant ausgestellt, unter den ersteren besonders Pradilla, bei den Franzosen Bonnat. Von deutschen Werken sah ich meist Bekanntes wieder, — wo sollten bei den vielen Ausstellungen auch immer neue Werke herkommen? — Fr. August Raulbach hatte ein reizendes „Kinderfest“ gesandt, Hans Canon ein vorzügliches Damenporträt, das in der Malweise nicht mehr an die seiner Karlsruher Periode erinnerte, von A. Feuerbach war der große Plafond „Der Sturz der Titanen“ ausgestellt, allerdings nicht oben an der Decke, was wegen der Oberlichtbeleuchtung unmöglich war, aber so an einer Wand aufrechtstehend, daß man die ganze Komposition vortrefflich übersehen konnte. Im Vergleich mit seinen mir bekannten früheren Bildern, namentlich denen in der Schack'schen Galerie, machte mir dieses Werk keinen überwältigenden Eindruck, in der Malerei erschien es mir trockener als sein „Symposion“, während er in seinen früheren Arbeiten, der ersten großen Iphigenie, dem Uretino, seinen Amoretten, der Pietà und der Medea bei uns als glänzender Kolorist venetianischer Schule mit akademisch korrekter Zeichnung gegolten hatte, dem die Darstellung klassischer Ruhe besser lag, als wilddramatische Bewegung.

Auf Wunsch der Münchener Ausstellungskommission war auch mein im Königlichen Schlosse in Berlin aufgestelltes Proklamierungsbild zu dieser Ausstellung gesandt und dort vorzüglich placiert worden. Die französischen Mitglieder der Jury, die Herren Cabanel und Hébert machten mir sogar Komplimente darüber; hoffentlich war es nicht des den Franzosen sicher unsympathischen Stoffes wegen höflich-demonstrativer Beifall, obgleich Professor

Mar Michael, der die Herren von früher her kannte, mich versicherte, daß sie sich im gleichen Sinne zu ihm geäußert hätten. Ich hörte später, daß gerade die französischen Mitglieder der Jury für die Zuerkennung einer Medaille erster Klasse an mich lebhaft eingetreten waren, einer Auszeichnung, die von Berliner Künstlern, außer Ad. Menzel, zu meiner Freude und Genugtuung auch für das Projekt zu dem Neubau der Kunstakademie auf dem Lützowplatz meinen Freunden Kayser & v. Großheim zu teil geworden war. In Gesellschaft der Professoren Schrader, Albert Wolff und Ende besuchte ich auch eines Abends die berühmte Künstlerkneipe Allotria, wo Lenbach und Gedon mit anderen Kollegen so eifrig Tarock spielten, daß sie für die Berliner Gäste keine Zeit übrig zu haben schienen.

Hier möchte ich, aber ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, einige originelle Sätze aus einem Briefe einschalten, den mir der allverehrte Dichter der Mark Th. Fontane, mit dem ich im Hause des Geheimen Justizrats Robert Lessing öfters zusammentraf, ich erinnere mich nicht mehr aus welcher Veranlassung, schrieb:

„Wernigerode, 28. Juli 1879.

Hochgeehrter Herr v. Werner!

Es war mir eine große Freude, Ihre freundlichen Zeilen hier in meiner Vergeseinsamkeit — die nur morgen das Erscheinen des Kronprinzen, aber nicht für mich unterbrechen wird — zu empfangen. Ein Satz, der fast so lang ist, wie die Pietsch'schen zu sein pflegen. Beiläufig auch etwas, woran die Berliner, die nur noch den sensation-styl: „Es war Mitternacht. Das Räuzchen schrie. Sonst alles still,“ gelten lassen, einen ewigen Anstoß nehmen. Und ihm die vielen Beiwörter vorwerfen, Heines Wort vergessend, daß der Stil im Adjektivum steckt. Die Hauptsache ist, die klugen, pffiffigen und in vielen Stücken wirklich begabten Berliner sind unbegabt in Sachen der Kunst. Sie haben keinen Geschmack, sie können gut von schlecht nicht unterscheiden und deshalb sind sie bei aller Großmäuligkeit in Kunstfachen feige, gänzlich unselbstständig und springen dem Vor- und Leithammel nach. In der Regel ist nun Pietsch selbst der Leithammel, da er aber doch in seinen eigenen Angelegenheiten nicht gut vorspringen kann, sondern das Urteil über seine Person anderen überlassen muß, so hat sich in betreff seiner eine Ansammlung von Dummheit, Unbilligkeit und namentlich auch Undankbarkeit in den Köpfen der Berliner eingenistet. „Ach Pietsch! Soihö! Gott, da kommen Pietschens!“ Solche Schlachtschreie haben ihn halb niedergeschrien.“ . . .

Es scheint sich um Angriffe gegen unseren Freund L. Pietsch gehandelt zu haben, und der Dichter verfährt nicht gerade glimpflich mit seinen lieben Berlinern.

Von München führte mich mein Weg wieder nach Radolfszell zu Scheffel, dem C. v. Großheim sein Mettnauhaus umgebaut und mit einem stattlichen Turm versehen hatte, so daß es über das schilfsäumte Ufer der weit in den See sich hineinerstreckenden Landzunge freundlich hinausschaute. Ob es die Stätte wiedererwachten dichterischen Schaffens war oder werden sollte, ließ sich nicht feststellen, aber Jagd und Fischfang betrieb mein inzwischen trotz des Argers, den ihm die Reichenauer Fischer bereiteten, körperlich etwas behäbig gewordener Freund mit Eifer und Erfolg. Allerlei Wildgeflügel strich dort vom See herüber und eines Morgens konnten wir eine Wild- oder Krickente, die sich in einer Falle gefangen hatte, noch rechtzeitig dem Raubvogel abjagen, der mit scharfem Schnabelhieb die befiederte Haut schon gelöst und das zarte weiße Brustfleisch bloßgelegt hatte. Auch Meister Reineke hatte seinen Bau in der Nähe, abgenagte Reste von seinen Mahlzeiten verrieten den Eingang zu seiner Residenz.

In Karlsruhe begrüßte ich die alten Freunde wieder, auch Carl Hoff, der seit kurzem aus Düsseldorf nach dort berufen war, ebenso Ernst Sildebrand, der Nachfolger von C. Guffow geworden war. Der verehrte Altmeister C. F. Lessing hatte leider einen leichten Schlaganfall erlitten, ich fand ihn aber besser, als ich erwartet hatte; er malte sogar wieder, aber die rechte Hand wollte noch nicht recht gehorchen. Ich zeichnete den prächtigen Kopf des mir so teuren Mannes, bevor ich abreiste. Im Hause meiner Schwiegermutter war auch der von den Zeiten des Frankfurter Parlaments her mit der Familie Schroedter innig befreundete Verfasser des „Struwwelpeter“, der Geheime Sanitätsrat Dr. Hoffmann aus Frankfurt a. M. eingetroffen, den ich seit 1871 nicht gesehen hatte. Er kam von einer Naturforscher-Versammlung, war trotz seines hohen Alters von jugendlicher Frische und wir alle freuten uns seines sprudelnden Wizes. Sein Sohn, der jetzige Ministerialdirektor im Reichsjustizamt, war in Berlin unser lieber Hausfreund geworden, der mit dem unvergeßlichen Frhrn. von Gleichen-Rußwurm zusammen so manche trauliche Stunde am Teetisch in meinem Hause zubachte.

Nach Berlin zurückgekehrt, warteten meiner zunächst wieder Akademie-sorgen. Nachdem mein Freund Albert Hertel schon früher aus Gesundheitsrücksichten sein Lehramt an der Akademie aufgegeben hatte und Chr. Wilberg in seine Stelle berufen war, mußte ich jetzt für den Beginn des Wintersemesters an einen Ersatz für den Baumeister Fr. Luthmer denken, der den ehrenvollen Ruf als Direktor des Kunstgewerbe-Vereins in Frankfurt a. M.

erhalten hatte, und für den ich in dem Architekten Oswald Ruhn, der bis heute in der Hochschule tätig ist, einen trefflichen Nachfolger fand. Auch Franz Meyerheim mußte aus Gesundheitsrücksichten seine Lehrtätigkeit für das Studium der Anatomie aufgeben und ich berief Franz Skarbina in seine Stelle.

Für den schon am 27. November 1876 verstorbenen Lehrer der Perspektive Professor Pohlke waren der Professor W. Streckfuß und Maler Hugo Herwarth eingetreten, während Julius Ehrentraut seit April 1878 als Assistent des Professors Otto Knille tätig war. Die dem Direktor statutengemäß zustehende Beschaffung geeigneter Lehrkräfte gehört zu seinen schwersten und verantwortungsvollsten Pflichten, weil wirkliche Lehrkräfte wie W. v. Schadow, E. v. Piloty und Chr. Rauch unter den Künstlern nicht gerade dick gesät sind und die Begeisterung für dienstlichen Zwang bei ihnen begreiflicherweise nicht besonders groß ist. Die Erfüllung dieser Aufgabe hat mir manche sorgenvolle Stunde bereitet.

Die beginnende Herbstsaison führte uns manchen lieben Gast ins Haus, so vor allen L. Alma Tadema. Wir lernten in dem großen Künstler, vor dem die künstlerischen Geheimnisse des alten Ägyptens ebenso offen dalagen, wie die poesieumstrahlte Zeit des klassischen Griechentums und die Verderbtheit des kaiserlichen Roms, einen jovialen, anscheinend noch jungen Mann von derber, untersehter Statur kennen, aus dessen Augen statt beängstigender Gelahrtheit ein munterer Schall strahlte und dessen Mund nur zum Lachen gemacht zu sein schien! Seine Werke sind zu bekannt, als daß es notwendig erschiene, hier näher darauf einzugehen, welche Fülle von archäologischer Gelehrsamkeit sich mit malerischem Empfinden verbinden mußte, um diese von höchster künstlerischer Schönheit durchwehten Bilder antiken Lebens zu schaffen. L. Alma Tadema gehörte zu den glücklichen Sprachtalenten, wie Sir Frederic Leighton und Jozef Israëls, die drei oder vier Sprachen mühelos wie ihre Muttersprache beherrschen; er wurde in unseren Kreisen mit Begeisterung und der Gastfreundschaft empfangen, die für Berlin immer charakteristisch gegenüber Ausländern gewesen ist, und sein Aufenthalt bei uns hinterließ unvergeßliche Erinnerungen. Er aß bei mir zu Mittag mit Gussow, Kayser, v. Großheim, W. Geng, Knaus, Encke, Prell und anderen Kollegen; nach Tisch gingen wir dann alle zusammen in den Künstlerverein, wo wir auch Wilhelm Scholz vom Kladderadatsch trafen, und da prasselte es an unserem Tisch nur so von allerlei lustigen Geschichten. L. Alma Tadema, der nicht nur vortrefflich deutsch sprach, sondern auch ein vorzüglicher Erzähler war, wußte selber so viel Kalauer und Schnurren, daß Erdmann Encke, der auf diesem Gebiete selber Außergewöhnliches leistete, zuletzt ausrief: „Dem kann man ja gar nichts



Das Patentkind

Neues sagen, der kennt ja schon alles!“ Und dabei sprach Alma Tadema nie von sich und seinen Bildern und es wurde auch nicht fachgesimpelt! Vom Künstlerverein zogen wir mit einem größeren Trupp noch ins Café Bauer, und der liebenswürdige Kollege, dem die Schwächen meiner dortigen Wandgemälde nicht verborgen sein konnten, unterließ es nicht, mir Komplimente über sie zu machen und sich Photographien davon auszubitten. Wir haben uns in späteren Jahren noch öfter gesehen, in Berlin wie in seinem glänzenden Heim in London, sowie in Antwerpen, und immer wieder habe ich

dieselbe ungetrübte Freude an dem Zusammensein mit dem prächtigen Manne gehabt, wie dieses erste Mal.

Ich hatte inzwischen zugleich mit den Bildern für den Rathausaal in Saarbrücken das Kongreßbild im großen angefangen. Die kronprinzliche Familie befand sich zu längerem Aufenthalt in Pegli bei Genua, die Frau Kronprinzessin begab sich von dort aus nach Rom, wo sie den Winter zubrachte und zum ersten Male seit Jahren war ich bei den Geburtstagsfeiern des 18. Oktober und des 21. November, der für mich als Geburtstag meines Sohnes jetzt noch eine besondere Bedeutung hatte, nicht zugegen. Ich hatte der Frau Kronprinzessin eine Porträt-Zeichnung ihres Patentkinds zum Geburtstage dorthin gesandt und die hohe Frau schrieb mir am 28. November:

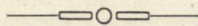
„Nehmen Sie meinen besten Dank für die ganz wunderschöne Zeichnung, mit welcher Sie mich außerordentlich erfreut haben! Als Kunstwerk können mich Viele darum beneiden und als Porträt hat es für mich einen ganz besonderen Wert, da es mein Patentkindchen vorstellt! — Ich bin ganz entzückt davon, und hoffe nur, daß es Ihrer Frau nicht zu schwer geworden ist, das Bildnis Ihres Söhnchens aus dem Hause gehen zu sehen! — Ich werde hier im lieben Italien, welches selbst für die Traurigen und Bekümmerten einen so großen Reiz hat, einen schönen Rahmen suchen, um die reizende Zeichnung würdig zu umgeben. Ich bitte Sie, Ihre Frau vielmals zu grüßen.

V. Kronprinzessin.“

Der Kronprinz war inzwischen nach Berlin zurückgekehrt und beehrte uns am 10. Dezember mit einem längeren Besuch, stand mir auch einige Tage später Modell zu seinem Porträt für den Rathausaal in Saarbrücken. —

Das frischere Leben, das seit einigen Jahren in der Akademie herrschte, und die stetig zunehmende Schülerzahl übten auch einen bemerkenswerten Einfluß auf das gesellige Leben der Studierenden aus und in fröhlichen Festen nach des Tages Arbeit fand die jugendliche Lebensfreudigkeit in charakteristisch künstlerischer Weise ihren Ausdruck. Diese Feste steigerten sich in späteren Jahren zu wirklichen Kunstleistungen, wovon noch die Rede sein wird. Schon in den Jahren 1876 und 1877 hatten die jungen Akademiker kleinere Bälle im Englischen Hause mit künstlerischem Geschick veranstaltet, was früher nicht vorgekommen war. Seitdem feierten sie außer gelegentlichen Kommersien auch regelmäßig ein Sommer- und ein Weihnachtsfest, das letztere diente namentlich dazu, durch Übergabe entsprechender Geschenke gewisse kleine Schwächen der Herren Professoren in harmloser Weise zu persiflieren oder stille Wünsche der Studierenden bekannt zu geben, oder auch Vorkommnisse im künstlerischen Leben auf die Bühne zu bringen, und die jungen Herren bewährten sich dabei immer als geschickte Regisseure und überraschten oft durch ungewöhnliche schauspielerische Leistungen.

In diesem Jahre fand das Weihnachtsfest am 13. Dezember statt. Nach einem Prolog mit lebenden Bildern, Quartettgesang, dem üblichen Spruch des Vorsitzenden und meiner Antwort darauf eröffnete die Reihe der Aufführungen ein reizendes Lustspiel: „Maler und Bildhauer“ von Oscar Woite, einem Atelierschüler des Professors Schrader. Ein zweites Lustspiel: „Der Kunstmäcen“, folgte, alsdann ein phantastisches Traumstück „Uriadne“, endlich eine Vorführung von Nubiern mit ihrer Tierkarawane, die in ihrer verblüffenden Naturwahrheit stärker wirkten, als die echten, die hier im Sommer im Zoologischen Garten zu sehen gewesen waren. Daran schloß sich die Verteilung der Geschenke an die Professoren, die vollzählig anwesend waren, und erst gegen drei Uhr morgens erreichte der offizielle Teil des Festes sein Ende und die Fidelitas begann, während ich meine Geschenke, diesmal, soviel ich mich erinnere, alte Drucke und Urkunden, und — einen schweren Kopf nach Hause trug.





Aus den Heringsdorfer Dünen

Zwanzigstes Kapitel: 1880.

Die Berliner Bewegung. — Der politische Umschwung. — „O, du mein Waldemar.“ — Das Sommerfest der Akademiker. — Das papier Ingres. — Die Panorama-Manie. — Porträtsitzung Kaiser Wilhelms. — Der Pergamon-Altar. — Die Statuen Goethes und der Königin Luise.

Der politische Umschwung des vergangenen Jahres sollte sich auch in meinen gesellschaftlichen und dienstlichen Beziehungen im Laufe dieses Jahres bemerklich machen, teils in betäubender, teils in belustigender Weise.

Die widerliche Bewegung, über die ich schon mit den kronprinzlichen Herrschaften während ihres Aufenthaltes in Pegli korrespondiert hatte und die man gern in zarter Weise verschleierte als „Berliner Bewegung“ bezeichnete, trug ihre schmutzigen Wellen natürlich auch in das gesellige Leben und beeinträchtigte sogar in unseren Quartettabenden die reine Freude an Mozarts, Beethovens und Mendelssohns Schöpfungen durch heftige Diskussionen der Quartettgenossen über die Judenfrage. Berthold Auerbach, den ich in dieser Zeit öfter sah — so u. a. eines Abends auf einem Hofball in der Bildergalerie des Kgl. Schlosses, wo er mich bat, ihm seine Orden suchen zu helfen, die ihm von seinem Frack entglitten waren — wurde geradezu ein Opfer des Antisemitismus. Er sah die Altäre wanken, die er seinem Dichterglauben an ein idealistisches Menschentum errichtet hatte, fühlte, daß er waffenlos und kein starker Kämpfer sei und das überlebte er nicht. Er flüchtete in dieser Stimmung zu F. V. Scheffel nach Radolfzell und fand

hier, so wenig Seelenverwandtschaft oder Ähnlichkeit der Charaktere auch zwischen den beiden Dichtern bestand, tröstenden und lindernden Zuspruch. Scheffel schrieb damals:

„Behüt uns Gott
Vor Rassenhaß
Und Klassenhaß
Und derlei Teufelswerken!“

Berthold Auerbach aber kränkelte von dieser Zeit an und starb Anfang 1882 in Cannes, kurz vor seinem 70. Geburtstage, auf dessen Feier er sich kindlich gefreut hatte.

Die akademische Jugend nahm die traurige Bewegung mit stürmischer Lebhaftigkeit auf, und auch in der Kunstakademie zeigten sich ihre Spuren. In der Antikenklasse kam es im Beginn des Sommersemesters zu einer Messerstecherei, infolge deren beide Beteiligten die Akademie innerhalb 24 Stunden verlassen mußten. Als dann einige Jahre später ein von Dr. Foerster verfaßtes Antisemiten-Pronunciamento in den Arbeits- und Studienräumen der Akademie zur Unterschrift zirkulierte, sah ich mich genötigt, in einer gemeinsamen Versammlung des Professorenkollegiums und sämtlicher Studierenden die letzteren darauf aufmerksam zu machen, daß es mir ganz gleichgültig sei, welcher politischen Meinung sie seien und in welchen Volksversammlungen sie sich über Politik aufklären lassen wollten, daß ich mir innerhalb der Mauern der Akademie und unserer Unterrichtsräume aber jede „Bewegung“, die mit dem künstlerischen Studium nichts zu tun habe, dringend verbitten müsse und daß § 62 des akademischen Statuts ungehöriges Verhalten mit sofortiger Ausweisung bedrohe. Es waren früher schon mehrfach Aufforderungen zu Rundgebungen in dieser oder jener Richtung an die Kunstakademiker ergangen, aber bei dem Vertrauen, das diese mir entgegenbrachten, und bei ihrem gesunden Sinn hatten sie es immer für zweckmäßig gefunden, die Angelegenheit mit mir zu beraten und zu erledigen. Ich habe später auch nichts mehr von Rassen- und Klassenhaß bei uns bemerkt.

Dr. Max Jordan hatte zu seinem Amt als Direktor der Nationalgalerie auch das des Kunstdezernenten im Kultusministerium übernommen und ich sollte jetzt erst erfahren, was es für eine Bewandnis mit der Auflösung kompositioneller Bestandteile hat, wenn sie der Verbindung mit dem vorhandenen Stile widerstrebt.

Zuerst Moral und Ästhetik betreffend. War da ein älterer, solider, bereits verheirateter Schüler der Akademie, der sich zur Aufnahme in mein Meisteratelier gemeldet und gleichzeitig ein Bild mit dem Titel „O, du mein Waldemar“ ausgestellt hatte, eine Anzahl lebensgroßer männlicher und weiblicher Halbfiguren aus kleinbürgerlichen Kreisen, von denen eine die Gitarre

spielte und die anderen zu singen schienen. Ein überaus harmloses Bild, das überdies gar nicht auf der Akademie entstanden war. Das Lied „O, du mein Waldemar“ und seine Bedeutung war mir nicht bekannt — ein Akademiedirektor kann ja nicht alles kennen — und wenn die dargestellten Leute aus dem Volke auch nicht gerade Muster von Schönheit, Anmut und Liebreiz waren, so hatte ich doch an dem Bilde weder etwas Unmoralisches noch Unästhetisches gefunden, es war solide und brav gezeichnet und gemalt, — aber — es wurde doch eine hochnotpeinliche Untersuchung über das Unglück eingeleitet, die allerdings auslief wie das Hornberger Schießen, dem jungen Ehemann aber die Lust benahm, seine Studien an der Berliner Akademie weiter zu treiben und den Herrn Direktor mit dem Makel der Pflege des krassesten Naturalismus belastete, obgleich er an diesem „Waldemar“ so unschuldig war, wie ein neugeborener Waisenknabe.

Damit hatte Herr Jordan kein Glück gehabt; es sollte noch interessanter kommen, politisch und zollpolitisch!

Am 3. Juli feierten die Studierenden der Akademie ihr Sommerfest in Schulzendorf und das „Berliner Tageblatt“ leitete seinen Bericht darüber mit den Worten ein: „So was hat man in Berlin noch niemals nicht gesehen!“ Nämlich den Auszug der Akademiker am hellen lichten Tage, 8 Uhr morgens, die Linden entlang in bunten Kostümen. „Die Fürsten und Herren, die Prälaten und Ritter, die Mönche, die Bürger, die Minnesänger, die fahrenden Schüler usw. von 1547 waren wieder lebendig geworden und



Skizze von einem Künstlerfeste

zogen in der hellen Morgensonne in festlichem Zuge gen Augsburg, um allda Reichstag zu halten Der Zug war in einer wundervollen Einheit des Zeitcharakters durchgeführt und zeigte am besten, auf welchen Wegen unsere Kunstakademie jetzt wandelt, wenn sie selbst an das heitere Spiel mit so energischem Wollen und Können geht.“ So das „Berliner Tageblatt“. Die „Germania“ war natürlich anderer Meinung und berichtete von „gröblichen Verhöhnungen der heiligsten Einrichtungen einer anerkannten Kirche“ und von „sakrilegischen Erzessen der akademischen Jugend“ unter den Augen des Direktors, der nichts davon bemerkt hatte, als er nachmittags 4 Uhr nach Schulzendorf kam und sich bis zum Abend — wie eine große Zahl von Zuschauern — an dem bunten Treiben ergötzte. Aber ohne das Zentrum

und Windthorst wären die zollpolitischen Entwürfe nicht Gesetz geworden und ich erhielt den Artikel der „Germania“ zum Bericht. Da der Akademiedirektor statutenmäßig nicht verpflichtet ist, das Privatleben der Studierenden außerhalb der Akademie zu überwachen, so konnte ich nur darauf verweisen, daß der Berliner Polizeipräsident den Kostümzug erlaubt und die Schulzendorfer Polizei das Fest überwacht habe, also beide besser Auskunft erteilen könnten als ich. Der Rgl. Marstall hatte überdies seine Räume bereitwilligst für das Arrangement des Zuges zur Verfügung gestellt.

Damit war es also auch nichts!

Es sollte aber noch viel Schlimmeres kommen: Versündigung gegen den Schutz der nationalen Industrie! Vaterlandslosigkeit!

Da in den Zeichenklassen der Akademie auf den verschiedensten, mitunter recht schlechten Papierarten, deutschen, dem französischen Canson-frères-Papier, dem englischen Whatman-paper u. a. gezeichnet und den Lehrern dadurch die Korrektur erschwert wurde, hatte ich auf Wunsch der Professoren Knille und Thumann schon vor Jahr und Tag durch Anschlag am schwarzen Brett das papier Ingres als das geeignetste und billigste empfohlen; der Anschlag war seit jener Zeit am schwarzen Brett geblieben.

Da erschien in der „Papier-Zeitung“, Nr. 51 vom 16. Dezember 1880, ein schwungvoller Artikel unter der Überschrift: „Wie man bei uns die heimische Industrie fördert“, in dem es unter Hinweis auf den Anschlag am schwarzen Brett hieß: „Aus dieser amtlichen Bekanntmachung erhellt, daß die Lehrer der Anstalt, d. h. die Männer, welche das Palladium der deutschen Kunst hochzuhalten berufen sind, welchen die Erziehung der kommenden Generation deutscher Künstler und Kunstverständiger anvertraut ist, das französische Papier verlangt und zum ausschließlichen Gebrauch der Schüler angeordnet haben!“

Ich war natürlich tief erschüttert von diesem Hinweis auf meinen sündhaften Unpatriotismus und beeilte mich, der „Papier-Zeitung“ umgehend am 17. Dezember das nachfolgende Schreiben zu senden:

„Ihr Artikel wendet sich gegen die Benutzung französischen Zeichenpapiers an der Akademie der bildenden Künste Da ich die „Papier-Zeitung“ zu wenig kenne, um die Annahme wagen zu können, daß der Herr Verfasser hier wohl nur einen Scherz hat machen wollen, so erkläre ich ganz ernsthaft, daß das „wunderbare französische Papier“, welches dem Herrn Verfasser merkwürdigerweise gänzlich unbekannt zu sein scheint, das in Künstlerkreisen wohlbekannte und hochgeschätzte „papier Ingres“, in der Tat das beste, bisher noch unübertroffene Papier für Kreide- und Kohlezeichnungen ist.“

Wenn wirklich . . . „in erster Linie den Lehrern an der ersten Kunstanstalt des Reiches die Aufgabe zufällt, das meistens unbegründete Vorurteil für französische und englische Erzeugnisse zu beseitigen,“ — von welcher Verpflichtung mir bisher allerdings nichts bekannt geworden ist und womit hoffentlich nicht die französischen und englischen Kunst-erzeugnisse gemeint sind, vor welchen ich den größten Respekt habe — so wird der Herr Verfasser des Artikels es sicher mit Freuden begrüßen, wenn ich durch diese Erklärung unsere heimische Papierindustrie auf die Vorzüge des „papier Ingres“ aufmerksam mache und vielleicht dadurch zur Förderung der heimischen Industrie beitrage. Ich bin erfreut, daß die „Papier-Zeitung“ als Fachorgan in der Lage ist, dieser Erklärung die geeignetste und gewichtigste Verbreitung in den interessierten Kreisen zu geben. Noch mehr erfreut werde ich im Interesse unserer heimischen Industrie sein, wenn die „Papier-Zeitung“ in der Lage wäre, mir noch besseres Zeichenpapier als das „papier Ingres“ zur Probe zugehen zu lassen, und sie darf überzeugt sein, daß ich dann keinen Augenblick zögern werde, das bessere Material, gleichviel welchen Ursprungs, einzuführen.“

Hochachtungsvoll
usw.“

Ich hielt die Sache damit für erledigt, soweit es sich um die technische Frage der Vorzüge des „papier Ingres“ handelte. Da die „Papier-Zeitung“ aber, vermutlich durch Raummangel, abgehalten war, meine Erwiderung in ihre Spalten aufzunehmen (was dann später geschah), so erschien sie im „Berliner Tageblatt“ am 28. Dezember. Herr Jordan hatte sich aber noch mehr beeilt und schon am selben Tage erhielt ich armer Sünder den „Papier-Zeitungs“-Artikel zur „Äußerung“, und dann später die bedeutsame Ordre, deutsches Papier zu bevorzugen, nicht nur wenn es französisches übertrifft, sondern wenn es ihm gleichkommt, was allerdings selbstverständlich, nur nicht ganz leicht festzustellen oder auszuprobieren war. Aber ich ließ unverdrossen von einer Anzahl deutscher Papierfabrikanten, die sich dafür interessierten, Papierproben kommen und diese an unsere fünf Zeichen-Abteilungen zur Benutzung und sorgfältigen Prüfung überweisen, schickte auch den damals tüchtigsten Zeichner in P. Thumann's Klasse, den jetzt als Bildhauer und Radierer rühmlichst bekannten E. M. Geyger, auf mehrere Wochen in eine Papierfabrik zu Versuchen mit dem dort täglich frisch bereiteten Büttenpapier, — leider mit negativem Erfolg. Sämtliche Proben erwiesen sich als ungenügend, und eine Fabrik, die täglich 200 Zentner Papier herstellte, erklärte überdies, daß es gar nicht lohnen würde, für unseren

geringen Bedarf neue Fabrikations-Einrichtungen zu treffen. Nach monatelangen Versuchen stellte das Professorenkollegium der Hochschule den vollkommenen Mißerfolg derselben gutachtlich fest und als ich die „Papier-Zeitung“ ersuchte, nunmehr dieses Gutachten zu veröffentlichen, erschien ein Herr von der Redaktion bei mir und bat mich dringend, aus Rücksicht auf das Ministerium für Eisenbahnen und öffentliche Bauten davon Abstand nehmen zu wollen, weil — laut Ordre dieses Ministeriums — vorschriftsmäßig alle Pläne für Eisenbahnbauten auf englischem Whatman-Papier ausgeführt werden müßten!

An der ganzen albernen Angelegenheit war schon soviel Zeit, Kraft und Schreiberei verwandt worden, daß ich keine Neigung verspürte, nachzuprüfen, ob der preußische Herr Eisenbahnminister wirklich ebenso unpatriotisch sei, wie der schlimme Akademie-Direktor.

Die Akademie und ihr Direktor hatten dem Herrn Kunstdezernenten aber jedenfalls schon im ersten Jahre seiner neuen Tätigkeit recht viel Sorgen gemacht, und wenn auch seine zärtliche Aufmerksamkeit für meine Anschauungen über Moral und Ästhetik, Politik und Patriotismus überflüssig war und mich ziemlich unberührt ließ, so wirkte das alles zusammen mit dem Scheine einer unberechtigten Bevormundung und Zurückdrängung der Bedeutung unserer Lehranstalt auf die Professoren derselben doch sehr verstimmend. C. Gussow und P. Thumann erklärten mir, daß sie degoutiert seien und nicht mehr mittun wollten. Den letzteren wußte ich zu halten, C. Gussow aber bestand auf seiner Entlassung, allerdings noch aus einem anderen Grunde. Da sein Privat-Damenatelier ihm jährlich etwa fünf- oder sechsmal so viel eintrug, wie seine Stellung als Lehrer an der Akademie, so hatte diese für ihn finanziell nicht die geringste Bedeutung, und weil er sich außerdem dadurch gekränkt fühlte, daß er von der Genossenschaft der Akademie noch nicht zu ihrem Mitgliede gewählt worden war, so konnte er sich auch einen demonstrativ wirkfamen Abgang leisten. Ich habe trotz der etwas brüskten Art seines Wesens niemals Differenzen mit Gussow gehabt und empfand seinen Verlust, obgleich Menzel seine Lehrtätigkeit gleich im ersten Jahr an den Arbeiten seiner Schüler sehr abfällig kritisiert hatte, recht schmerzlich. Seine zahlreichen Schüler und Schülerinnen, die er ziemlich derb und rücksichtslos bei der Korrektur behandelte, schwärmten für ihn und haben viel und Positives bei ihm gelernt. In seine Stelle trat Professor Ernst Hildebrand, der Gussow's Nachfolger in Karlsruhe gewesen war, einer der vortrefflichsten Lehrer, welche die Akademie jemals gehabt hat, der aber schon nach wenigen Jahren die anstrengende Lehrtätigkeit aus Gesundheitsrücksichten aufgeben mußte. Aus Karlsruhe kam auch Professor Hans Gude, um dessen

Berufung ich mich schon 1874 bemüht hatte, und übernahm das Meisteratelier für Landschaftsmalerei, für das Andreas Achenbach nicht zu gewinnen gewesen war; Reinhold Vegas erhielt das Meisteratelier für Bildhauerei.



Hans Gude

In Hans Gude, mit dem mich seit seiner Berufung nach Karlsruhe im Jahre 1864 die innigste Freundschaft verband, gewann die Akademie einen schon seit Jahrzehnten erprobten berühmten Lehrer für das Fach der Landschafts- und Marinemalerei und unser geselliger Künstlerkreis durch die Familie Gude, in welcher die anmutige, graziöse Frau des Hauses durch Geist und Liebenswürdigkeit als Muster einer Künstlergattin Alles überstrahlte, einen unschätzbaren Zuwachs;

denn was Norwegen an Talenten und Genies damals in die Welt sandte, wie Ibsen, Björnson, Nansen u. a. m., sah man auch im Salon Gude's. Die älteste Tochter Sigrid war seit einigen Jahren mit dem Bildhauer Otto Lessing, dem ältesten Sohne von C. F. Lessing, vermählt, der in Berlin seine zweite Heimat und ein ergiebiges Feld für eine fruchtbare künstlerische Tätigkeit gefunden hatte.

In meinen Karlsruher Freundeskreis riß der Tod in diesem Jahre schmerzliche Lücken. Schon Anfang des Jahres waren Professor Alfred Woltmann, Gräfin Urmgart Flemming, die geistvolle Tochter der Bettina, und am 13. Februar Frau Ida Lessing gestorben, ihr Gatte Carl Friedrich Lessing folgte ihr



Frau Betty Gude

wenige Monate später, am 5. Juni, nach und durch das Hinscheiden dieses als Mensch um seiner Schlichtheit, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit willen allverehrten großen und nationalen Künstlers war der Kreis gesprengt, dessen Mittelpunkt er nahezu ein Vierteljahrhundert in Karlsruhe gewesen war. Sein verbitterter Gegner Anselm Feuerbach war ihm im Tode schon am 2. Januar in Venedig vorausgegangen; ich erinnere mich nicht, von Lessing jemals eine bittere oder feindselige Äußerung über Feuerbach gehört zu haben. —



C. F. Lessing

Während ich noch mit den Bildern für den Rathausaal in Saarbrücken beschäftigt war und am Kongreßbild arbeitete, traten Anfragen wegen Über-

nahme anderer großer Arbeiten an mich heran. Das Zeughaus sollte zu einer Ruhmeshalle umgeschaffen werden und die Kommission für den Umbau richtete die Anfrage an mich, ob ich für den Kuppelraum die „Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs“ malen wolle. Gleichzeitig hatte ich Besprechungen mit dem Oberbürgermeister von Forckenbeck über Entwürfe zu Wandbildern für das Treppenhaus im Berliner Rathaus, womit ich mich auf des früheren Oberbürgermeisters Hobrecht Veranlassung schon seit zwei Jahren beschäftigt hatte, und endlich blieb ich auch von der Panorama-Manie, die damals grassierte, nicht unberührt. Eine belgische Gesellschaft hatte in Berlin bereits ein Gebäude errichtet, in welchem Emil Hünten und Simmler aus Düsseldorf den Angriff unserer Garde auf St. Privat zu malen im Begriffe waren. Eine andere belgische Gesellschaft wollte von mir die Zusage für ein Panorama der Schlacht bei Sedan, eine dritte meldete sich in denselben Tagen zu gleichem Zwecke, und fast gleichzeitig schrieb mir Emile Wauters aus Brüssel, er sei mit einem Panorama von Cairo für Wien beauftragt und ob ich ihm dafür nicht einige bons dessinateurs et bons brosseurs besorgen könne. Chr. Wilberg malte für die Fischerei-Ausstellung ein Panorama von Neapel, — kurz alle Welt und an allen Orten verlangte man Panorama-Darstellungen. Endlich sollte ich auch noch unter Anlehnung an eine Skizze von Antoine Pesne für die Kapelle des schwarzen Adlerordens im Kgl. Schloß durch meine Schüler „Die Stiftung des schwarzen Adlerordens“, ein ziemlich großes Bild, malen lassen. Das war etwas viel auf einmal, und meine Illustrationen zum Ekkehard rückten in Folge davon leider stark in den Hintergrund.

Mein lieber J. V. v. Scheffel hatte mir auf meinen Glückwunsch zu seinem Geburtstag geantwortet:

„Karlsruhe, am 54. Geburtstag, 16. Febr. 1880.

Mein lieber alter Freund!

Herzliche Freude ist mir, unter der nicht mehr so riesigen Zahl derer, die mir zum Geburtstag Gutes wünschen, Deinen Gruß zu erhalten; Gott soll uns Beide noch lange frisch auf Erden schalten und walten lassen, damit wir — wie in früheren Jahren — auch wieder fröhliche Stunden zusammen verleben! Namentlich möchte ich noch die Vollendung und Herstellung unseres Ekkehard mitmachen, der der deutschen Lesewelt ein schönes Denkmal unserer Freundschaft sein und bleiben soll.

Mir hat das neue Jahr 1880 viel Widriges gebracht, unter anderem einen Prozeß mit dem badischen Staat, der mir die ganze Mettnau zu verleiden droht; ein Jurist, der Amtmann von Konstanz,

hat entdeckt, daß die Mettnau, wenn sie überschwemmt ist, ein Teil der Gewässer des Untersees sei, daß demgemäß die öffentlichen Rechte des Staates und seiner Pächter, der Reichenauer Fischer, dort gelten — demgemäß werde ich gestraft, wenn ich auf meinem Grund und Boden fische oder Enten schieße und kann meine Festlandsgrenze erst wieder geltend machen, wenn die Gewässer verlaufen.

Um dieser Eiselei willen habe ich den Winter mit Abfassung von Prozeßschriften, Auffuchung alter Urkunden usw. vertrödeln müssen. Dazu hat sich böses Rheuma im rechten Fuß eingestellt, so daß ich seit 14 Tagen nicht mehr ausgehen konnte — auch heute der guten Frau Lessing das letzte Geleit nicht geben kann.

In Stuttgart war ein Ball in der Künstlergesellschaft Bergwerk, — die ganze Gesellschaft, gegen 200 Personen, waren Gestalten und Costüme aus dem Trompeter, 6 große Bilder nach Deinen Compositionen wurden dargestellt, dann der Festzug von Allen, es fehlte Keiner, Fludribus, der Rutscher Anton, der ganze römische Clerus, Ritterdamen und Hauensteiner . . . auch die Quadrillen waren vom Trompeter in der Mitte mit Margareta dominiert . . . Du hättest Dich sehr erfreut, und O. Baurath Leins läßt Dir im Namen Aller für die Freude danken . . es war flott und frisch.

Sollte ich anliegendes Bild Victor's schon einmal geschickt haben, so bitte ich es an Großheim mit vielen Grüßen von uns zu geben.

Wir leben still.

Am 9. Februar hat Gräfin Pauline Reichenbach den jungen Fürsten Loewenstein geheirathet. Hier war viel Lärm um ein Quell des jungen Puttliß.

Tausend Grüße. In alter Freundschaft

Dein Scheffel."

Der Geburtstag meines teuren Freundes war diesmal auch für mich ein besonderer Freudentag: ich zeichnete und malte zum erstenmal den ehrwürdigen Kaiser nach dem Leben, die erste Sitzung hatte schon drei Tage vorher, am 13. Februar, stattgefunden. Graf Perponcher hatte mir auf dem Fastnachts-Hofball am 9. Februar mitgeteilt, daß der Kaiser dem Professor J. Schilling für sein Niederwalddenkmal eine Porträtsitzung bewilligt habe und daß auch Reinhold Vegas mitmodellieren würde. Auf meine Anfrage, ob ich diese Gelegenheit etwa auch zu einer Porträtstudie des Kaisers für die neue Darstellung der „Proklamierung“ im Zeughaus benutzen könnte, erwiderte mir der den Künstlern sehr wohlwollende Hofmarschall — er modellierte selbst —, daß ich damit seinen Wünschen nur entgegenkäme. Schilling und Vegas



Auf dem Hofball

bewegung lächelnd mit den Worten: „Ah, guten Morgen, meine Herren, — eine ganze Akademie will sich mit meiner armen Person beschäftigen?“

Dem Kaiser waren eben Kadetten vorgestellt worden, die ihren Kursus vollendet hatten, und Seine Majestät unterhielt sich mit Graf Perponcher über die Väter, Großväter oder gar Urgroßväter der eben Vorgestellten, deren Familiengeschichte er aufs genaueste zu kennen schien. Ich hatte den Kaiser inzwischen von mehreren Seiten gezeichnet, einmal auch im Hinterprofil, wobei er mir scherzend zurief: „Nanu, Sie zeichnen wohl gar auch meinen chinesischen Zopf ab?“ Er meinte damit die Haarlocke, die von der rechten Stirnseite in kühnem Schwunge nach dem Ohre hinabfiel und von dem Kammerdiener Engel aus dem überschüssigen Hinterhauptshaar jeden Morgen mit viel Geschick hergestellt wurde. Graf Perponcher, der hinter mir stand, hatte mit Rennerblick längst bemerkt, daß die Arbeit der Bildhauer nicht recht vorwärts ging, weil der Kaiser in einem tiefen Fauteuil saß und beide Herren

seien dem Kaiser persönlich unbekannt und es würde Sr. Majestät sicher angenehm sein, wenn ein ihm persönlich Bekannter dabei wäre.

Die Sitzungen fanden in einem Parterresalon des Königlichen Palais statt, die Bildhauer hatten ihre schon vorher angelegten Büsten in der Nähe des Fensters aufgestellt, ein erhöhter Modelltritt war nicht vorhanden. Der Kaiser erschien unter Vortritt des Grafen Perponcher. Er trug den Waffenrock eines Infanterie-Regimentes mit Generalsepauletten, der halb geöffnet die weiße Weste, die der Kaiser stets trug, erblicken ließ. Der äußerst frisch aussehende hohe Herr begrüßte uns beim Eintritt mit leichter Verneigung und eleganter Hand-



Der Kaiser



Der Kaiser
16. Februar 1880

standen, so daß sie eigentlich den Bau der Augen und des Mundes so gut wie gar nicht und nur den Oberkopf sehen konnten. Graf Perponcher murmelte mir einige Bemerkungen darüber zu, die der Kaiser aber gehört hatte, denn er fragte seinen Hofmarschall: „Na, was ist denn, Perponcher, ist was nicht in Ordnung?“ Graf Perponcher gab mir einen auffordernden Wink mit den Augen und ich machte den Kaiser mit den technischen Schwierigkeiten bekannt, unter denen die Bildhauer litten. „Ach so“, erwiderte Se. Majestät, „da soll ich wohl stehen?“ erhob sich und stand stramm eine volle halbe Stunde lang. Die Sitzung, die länger als eine Stunde gedauert hatte, war zu Ende, die beiden Büsten sahen aber natürlich noch recht unfertig aus, und Graf Perponcher murmelte mir wieder etwas, wie: „Is ja Unsinn mit so'ner kurzen Porträtsitzung“, zu und als sich der Kaiser meine inzwischen fertig gewordenen Zeichnungen ansah, sagte er: „Na, Sie sehen mich ja so an, als ob Sie noch was wollten?“ worauf ich Sr. Majestät andeutete, wie bedauerlich es sei, daß man nicht so rasch modellieren könne wie zeichnen und daß „Aha“, rief der hohe Herr, einen Blick auf die Büsten werfend und lächelnd mit dem Finger drohend, „da soll ich wohl nochmal ran?“ Ich erwiderte, daß die Herren gewiß sehr glücklich und Sr. Majestät sehr dankbar sein würden, wenn Se. Majestät die Gnade haben wollten „Na, Perponcher“, wandte sich der Kaiser an seinen Hofmarschall, „ich kann die Herren doch nicht im Stich lassen; dann richten Sie das nur ein und benachrichtigen Sie die Herren“. Und so saß uns der Kaiser nochmals drei Tage später, am 16. Februar. Ich hatte dazu eine Anzahl von den Federzeichnungen mitgebracht, die ich zuweilen abends nach den Hofbällen oder wo ich sonst den Kaiser gesehen hatte, aus der Erinnerung zeichnete, und die den hohen Herrn höchlich

standen, so daß sie eigentlich den Bau der Augen und des Mundes so gut wie gar nicht und nur den Oberkopf sehen konnten. Graf Perponcher murmelte mir einige Bemerkungen darüber zu, die der Kaiser aber gehört hatte, denn er fragte seinen Hofmarschall: „Na, was ist denn, Perponcher, ist was nicht in Ordnung?“ Graf Perponcher gab mir einen auffordernden Wink mit den Augen und ich machte den Kaiser mit den technischen Schwierigkeiten bekannt, unter denen die Bildhauer litten. „Ach so“, erwiderte Se. Majestät, „da soll ich wohl stehen?“ erhob sich und stand stramm eine volle halbe Stunde lang. Die Sitzung, die länger als eine Stunde gedauert hatte, war zu Ende,



Prinz Friedrich Karl

amüsierten. Ich hatte am meisten von den beiden Tagen profitiert, denn ich hatte den Kaiser in mehreren Ansichten zeichnen und auch einen Studienkopf von ihm malen können.

Das Jahr 1880 ließe sich, soweit Berlin dabei in Betracht kommt, als ein der Skulptura besonders geweihtes bezeichnen. Vorallem wegen der Erwerbung des Schazes nachklassischer griechischer Kunst, den der Spürsinn des Ingenieurs Humann in seinem Grabe entdeckt und dessen Besitz unsere Regierung sich gesichert hatte: des Altars von Pergamon, und sodann weil der Tiergarten in diesem Jahre seit der bis dahin einzigen dort aufgestellten Statue, der des Königs Friedrich Wilhelm III. von Fr. Drake, zwei Statuen erhielt, die ihm stets zur Zierde gereichen werden: Endes Statue der Königin Luise und Schapers Goethestatue. Mir war es eine besondere Herzensfreude, daß beide Werke, zu deren Entstehen ich etwas hatte bei-



Bismarck

tragen können, Schöpfungen von Jugend- und Studienfreunden waren, an deren Schaffen ich den lebhaftesten und unmittelbarsten Anteil nahm. Das Denkmal der Königin Luise wurde am 10. März, ihrem Geburtstage, unter strahlendem Frühlingssonnenschein im Beisein einer glänzenden Festversammlung enthüllt; der Kaiser war sichtlich gerührt.

Die Enthüllung von Schapers herrlicher Goethestatue ging am 2. Juni in schlichterer Weise vor sich, der Kaiser nahm daran als Zuschauer aus der Entfernung von einer die Mauer des gegenüberliegenden Gartens des Hausministeriums überragenden Tribüne aus teil, die Gedächtnisrede auf Goethe hielt H. Grimm.



27. Januar 1880
Ar. W.

Auf dem Hofball

Die Auffindung des Pergamon-Altars, eine Kunsttat auf antiker Erde, in Kleinasien, hatte inzwischen die ganze gebildete Welt in Aufregung versetzt und man erwartete hier mit größter Spannung die Ankunft der Hauptstücke des gewaltigen Werkes, das unsere Kenntnis der spätgriechischen Kunst in ungeahnter Weise bereichern sollte. Die Bedeutung, die man diesem Schätze



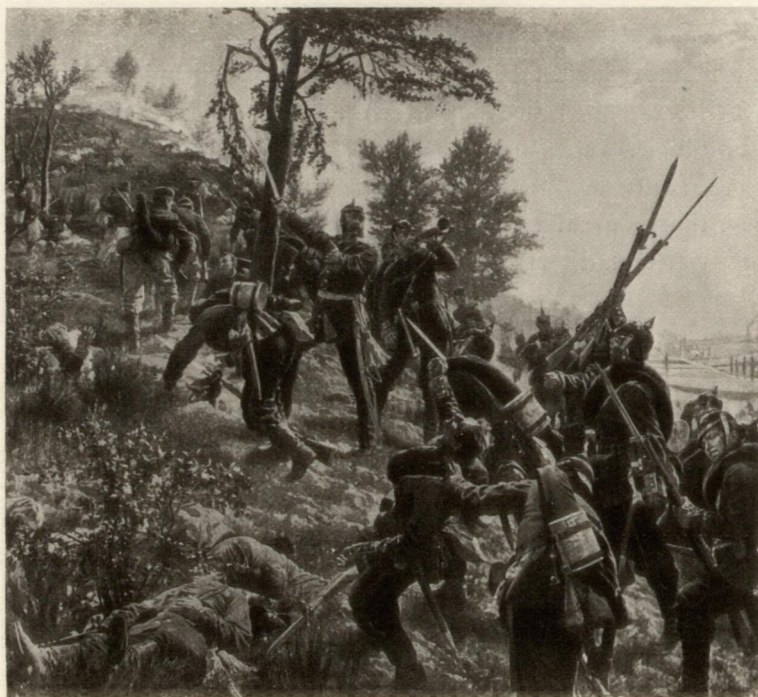
16. Februar 1880

mit Recht beilegte, fand auch auf der Soirée, die am 20. März zur Feier von Kaisers Geburtstag im Königlichen Schlosse stattfand, ihren Ausdruck durch lebende Bilder, welche die Ausgrabung und den Transport der größten Relieftteile darstellten und von Professor Gustav Richter arrangiert waren. Der glückliche Finder Ingenieur Humann kam etwas später nach Berlin und wurde u. a. durch ein Festessen im Zoologischen Garten am 12. Mai gefeiert, zu dem sich das gesamte geistige und künstlerische Berlin vereinigt hatte, um der dankbaren Anerkennung für die epochemachende Tat des zu ganz anderen

Aufgaben nach Kleinasien berufenen deutschen Ingenieurs begeisterten Ausdruck zu verleihen. Der in Künstlerkreisen bis dahin unbekannte Unterstaatssekretär v. Ggler fand in dem Trinkspruch, mit dem er den Gefeierten namens des Kultusministeriums begrüßte und beglückwünschte, die der allgemeinen Stimmung entsprechende Form, wobei er sich zugleich als Meister glänzender Beedfsamkeit erwies.



Baron v. Rothschild
und Baron v. Eckartstein auf dem Hofball



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Sturm auf den Spicherer Berg, 6. August 1870

Einundzwanzigstes Kapitel: 1880.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, Protektor der Museen. — Im Neuen Palais in Potsdam.
— Otto Devrient und Faust II. Teil. — Bei Fürst Bismarck in Friedrichsruh.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, der zum Protektor der Museen ernannt worden war, wandte den Kunstangelegenheiten ein noch lebhafteres Interesse zu als bisher und sah während der Abwesenheit seiner Gemahlin diesen Winter oftmals Künstler und Herren von der Museumsverwaltung, wie Lepsius, J. Meyer, J. Lessing, Lippmann u. a. im kleinen Kreise zu anregender Unterhaltung an seiner Tafel, nur dem Direktor der Nationalgalerie, M. Jordan, bin ich niemals in diesem Kreise begegnet.

Auch mein Atelier beehrte der teure Herr häufig allein oder in Begleitung des Erbprinzen und der Erbprinzessin von Meiningen mit seinem Besuche, verfolgte mit Aufmerksamkeit meine Tätigkeit an den Saarbrücker Bildern, sowie besonders an dem Bilde der „Stiftung des schwarzen Adlerordens“ nach der von mir umgearbeiteten Pesne'schen Skizze, und gewährte mir auch wiederholt Porträtsitzungen. Nicht ohne Besorgnis sah ich ihn am 4. Juni zum Begräbniß der am 3. Juni

gestorbenen Kaiserin von Rußland nach St. Petersburg reisen, wo am 16. Februar schon das dritte Attentat auf Kaiser Alexander II. seit dem vergangenen Frühjahr, die furchtbare Explosion im Winterpalais, stattgefunden hatte. Auch die Frau Kronprinzessin, die ich in diesen Tagen öfters im Neuen Palais sah, war in banger Sorge um den heißgeliebten Gemahl, um so mehr, als ihre Stimmung immer noch eine tieftraurige war und die Tränen ihr in die Augen traten, sobald nur ein Wort oder ein



Kronprinz Friedrich Wilhelm

Prinz Friedrich Karl

Porträtstudien für den Rathausaal in Saarbrücken

Gedanke sie an den Verlust ihres kleinen Waldemar erinnerte. Ich hatte der hohen Frau, während der Kronprinz in St. Petersburg weilte, das kleine Bildchen überreicht, das ich von der Taufe meines Sohnes gemalt hatte und sie hatte trotz der traurigen Erinnerung, die sich für sie an diesen Tag, den Geburtstag ihres jüngsten ihr so jäh entrissenen Sohnes, knüpfte, doch sichtlich Freude daran. An diesem Tage — es war der 8. Juni — befanden sich auch die Braut des Prinzen Wilhelm und ihre Schwester zum Besuch im Neuen Palais; beide, jugendlich schöne und stattliche Erscheinungen, promenierten Arm in Arm auf der Terrasse und die Frau Kronprinzessin richtete neckend die verfängliche Frage an mich, welche von beiden mir am besten gefiele? Ich konnte darauf nach bestem Wissen und Gewissen nur antworten, daß ich im Apfelverteilen zwar zweifellos nicht dieselbe Sicherheit

oder Geschicklichkeit besäße wie weiland der göttergleiche Königssohn Paris, daß ich aber zu der Schwiegertochter, da es doch eine von beiden Prinzessinnen sein müsse, jedenfalls von Herzen gratulieren könne.

Der nächste Monat brachte Berlin ein hochinteressantes Bühnenereignis: den zweiten Teil des „Faust“, von Otto Devrient inszeniert und unter seiner persönlichen Leitung und Mitwirkung im Viktoria-Theater aufgeführt, das von allen damaligen Berliner Theatern, soviel ich mich erinnere, den größten Bühnenraum besaß und sich für phantastische Darstellungen mit malerischer Bühnenwirkung, sowie zur Entfaltung von Massenvorfürhrungen besonders eignete. Angelo Neumann führte im nächsten Jahre auf diesem Theater Richard Wagner's „Nibelungen“ unter der Leitung von Anton Seidl in Berlin ein, und ich erinnere mich auch vorzüglicher Balletaufführungen auf dieser Bühne in wahrhaft künstlerischer Ausstattung und voll malerischen und stylistischen Reizes, mit Chören von Tänzerinnen in antiken schleppenden Gewändern u. a. m. im Jahre 1883, was damals noch außergewöhnlich war und sich ebenso enthusiastischen Beifalls erfreute, wie die Aufführungen der Meininger im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Der zweite Teil des „Faust“ galt bis dahin als unaufführbar und ich war deshalb gespannt, wie sich der mir aus meiner Karlsruher Jugendzeit her befreundete Otto Devrient mit der schwierigen Aufgabe abfinden werde. Ich hatte überdies noch ein besonderes Interesse dafür, weil ich früher einmal eine von Gabriel Max begonnene Illustrierung des „Faust“ weiterführen sollte und mich deshalb in das Studium der Dichtung vertieft und den Rat des Literaturhistorikers Michael Bernays in Anspruch genommen hatte, der mich aber versicherte, daß den „Faust“ überhaupt noch niemand verstanden habe, was für mich als Illustrator nicht gerade ermutigend war. Ich sah deshalb der Devrient'schen Aufführung mit der Erwartung entgegen, daß sie mir das Verständnis des zweiten Faustteiles bringen würde, und ich muß gestehen, daß ich von der Bühnenwirkung aufs höchste überrascht war. Ich hatte allerdings den Eindruck, daß Devrient seinen Erfolg zum größten Teil der außerordentlich reichen und malerischen Ausstattung des Stückes verdankte, wie sie mir beim Lesen immer in phantastischer übersinnlicher, undarstellbarer Pracht vor Augen geschwebt hatte und wie sie sich — nach meiner Meinung — auch der Dichter selbst, dem alles Ärmliche zuwider war, gedacht haben mochte.

Die Klippe der klassischen Walspurgisnacht mit ihren Sphingen, Greifen und Sirenen, sowie andere gefährliche Stellen umschiffte Devrient dadurch, daß er sie ganz fortließ oder nur andeutete, aber was er vom II. Teil auf die Bühne brachte, war noch so reich, daß man das Fehlende gern entbehrte,

und so ist mir diese Aufführung lebhaft im Gedächtnis geblieben. Der erste Akt mit der Szene am Hofe des Kaisers durch seine überaus prächtige Ausstattung ebenso wie die unsagbar schöne Helena- und Lynceus-Szene, das Philemon- und Baucis-Idyll, der erblindete Faust und die Lemuren, — überall unterstützte die äußere künstlerische Erscheinung die Wirkung und das Verständnis der Dichtung. Vor allem in der mystischen Schlussszene mit den Engelchören, dem aus der Höhe herabrieselnden, die Bühne überflutenden Regen von Rosen und dem Erscheinen der Mater gloriosa erreichte die Zusammenwirkung von Dichtung und Ausstattung ihren Höhepunkt an überwältigender Schönheit. Ob damit der Verkörperung von Faust's Himmel auf der Bühne im Goethe'schen Sinne Genüge getan, wage ich nicht zu beurteilen oder zu entscheiden. Otto Devrient spielte selbst den Mephisto, — ich darf mir über seine schauspielerische Leistung eigentlich kein Urteil erlauben, aber es schien mir, als ob seine Persönlichkeit für diese Rolle ebensowenig von der Natur begünstigt war, wie für die des Papageno, in welcher ich ihn von Karlsruhe her in der Erinnerung hatte. Er spielte beide Rollen mehr als Gelehrter wie als Künstler, ganz als der Sohn seines gelehrten Vaters Eduard, geistig aufs tiefste durchdacht und ausgearbeitet, — aber — das Berliner Publikum war damals durch Künstler, wie Döring, Hendrichs und Liedtke, die Frieb-Blumauer und die Erhardt, Helmerding und Georg Engels arg verwöhnt. Auch als Otto Devrient später als Direktor an die Berliner Hofbühne berufen wurde, gelang es ihm nicht, den Erwartungen gerecht zu werden, die von seiner Tätigkeit gehegt wurden. Ich erinnere mich aus dieser Zeit seiner Inszenierung von Shakespeares „Sturm“, die aber weit hinter der Aufführung zurückstand, die sein Vater in Karlsruhe mit feinstem Gefühl für die Bühnenwirkung dieses für unsere Ansprüche schwer darstellbaren Stückes eingerichtet hatte. Matkowsky war in seinem Äußeren als Ferdinand zwar auch nicht mit der jugendlich schönen Erscheinung Krafels zu vergleichen, der Miranda's Ausruf: „Glaubt mir Vater, 's ist herrlich von Gestalt,“ in der Tat nicht Lügen strafte, aber ganz besonders entsetzt war ich, als sich bei einer der vielen Dekorationsverwandlungen ungeheure übernaturngroße Fruchtschnüre oder -Gewinde von allen Seiten als Kulissen und Sofitten auf die Bühne schoben und die Menschen zu Liliputanern verwandelten, ein beängstigender Eindruck! Solche Geschmacklosigkeiten waren in der Faust-Aufführung nicht vorgekommen.

Doch ich kehre zu den Erlebnissen des Jahres 1880 zurück.

Ich hatte inzwischen mit Sehnsucht darauf gewartet, Porträtstudien des Fürsten Bismarck für das Kongreßbild in Varzin oder Friedrichsruh machen

zu können, wenn er dorthin übergesiedelt sein würde. Der Reichstag war am 11. Mai geschlossen worden, der Fürst blieb aber immer noch in Berlin und schien an seine Erholung garnicht zu denken. Endlich gegen Mitte Juli erhielt ich von der Fürstin eine Einladung nach Friedrichsruh und reiste hocherfreut am 14. Juli ab. Wohlbemerkt mit einem Bummelzug. Die Eisenbahnen waren damals noch nicht verstaatlicht und die Hamburger, wie der Fürst auf eine Bemerkung darüber sagte, noch nicht so gut Freund mit dem Reichskanzler, daß sie seiner Gäste wegen die Schnellzüge in Friedrichsruh halten ließen. Das nachbarliche Verhältnis scheint sich erst später gebessert zu haben, als Bismarck in überzeugender Weise Hamburg zum Eintritt in den Zollverein veranlaßte.

Bismarcks schmuckloses, in unmittelbarster Nähe des Bahnhofes gelegenes Haus war früher ein von den Hamburgern viel besuchtes Sommerhotel gewesen, an dem der Fürst nur gerade das allernötigste für seinen Gebrauch umgebaut hatte, aber es liegt schön, umgeben von Gruppen alter prächtiger Bäume, die parkartig den Übergang in den etwa 27 000 Morgen großen Sachsenwald vermitteln, den der Reichskanzler aus der Dotation für 1870/71 erworben hat.

Das Haus machte auch jetzt nach außen wie innen den Eindruck eines mittleren Hotels, die Einrichtung an Mobiliar war gut, aber einfach und nüchtern, von künstlerischem Schmuck außer einigen alten Ahnenbildern und Photographien war nichts zu bemerken, selbst den Schmuck farbiger Blumenbeete in der Nähe des Hauses, der doch sonst überall auf dem Lande das Auge erfreut, vermißte man hier. Die Dienerschaft trug keine Livree oder sonst irgend ein Abzeichen, was den Eindruck des Gasthausmäßigen — in meinen Augen — noch verstärkte; der Fürst hatte den Logierzimmern im oberen Stockwerk überdies auch das Zifferschild an den Türen belassen, das noch aus der Hotelzeit stammte. Man war, als ich mittags ankam, eben vom Frühstückstisch aufgestanden.

Der Fürst, der außerordentlich wohl aussah — viel wohler als ich ihn für mein Kongreßbild gebrauchen konnte — wollte eben zu einem Amtstermin nach Schwarzenbeck fahren, die Frau Fürstin leistete mir beim Frühstück Gesellschaft und lud mich dann zu einer Spazierfahrt vor Tisch in den Wald ein. Um 6 Uhr wurde diniert. Der Fürst aß immer noch sehr stark und trank dazu viel Selterwasser, Bichy- und andere Brunnen mit Portwein, Champagner oder Kognak gemischt, den Gästen wurde außer gewöhnlichem Rotwein und Marlgräfler ausschließlich Champagner serviert, nach einzelnen Gängen, wie Hecht, Hummer oder Kohl wurden auch Schnäpfe angeboten. An diesem ersten Tage waren außer mir nur noch ein junger Architekt und

des Fürsten Oberförster Lange bei Tisch und das Gespräch drehte sich ausschließlich um Land- und Forstwirtschaft, deren Pflege sich der Fürst bis in die kleinsten Einzelheiten als gewiegter Fachmann widmete. Wenngleich mir seine Lehrjahre und seine einstige Tätigkeit als Deichhauptmann nicht unbekannt waren, so sprach ich ihm doch meine Verwunderung darüber aus, daß die ungeheure Arbeitslast, die auf seinen, des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten Schultern ruhe, ihm überhaupt noch Zeit und Muße lasse, um sich in so eingehender Weise mit Land- und Forstwirtschaft und der Verwaltung seiner Güter zu beschäftigen. Der Fürst erwiderte darauf lächelnd: „Von Geburt und Beruf bin ich ja Landwirt und eigentlich nur aus Versehen Minister geworden,“ und fuhr dann ernsthafter fort: „Am liebsten zöge ich mich ja von den Staatsgeschäften zurück und lebte hier in Friedrichsrub der Land- und Forstwirtschaft,“ worauf ich mir die Bemerkung erlaubte, ich fürchtete, daß er trotzdem ebenso wenig wirkliche Ruhe vor der Politik finden werde. „Übrigens“ meinte der Fürst, „könnte ich die Reichskanzlergeschäfte auch von hier aus ganz gut besorgen. Die Leute haben eine ganz falsche Auffassung von meiner Stellung, wenn sie glauben, ich müßte als Kanzler durchaus an den Verhandlungen des Reichstages teilnehmen und dort Reden für die Öffentlichkeit und das liebe Publikum halten. Das Reich wird verwaltet durch zwei Körperschaften, den Bundesrat und den Reichstag, die Exekutive übt der Kaiser aus, dessen Beamter ich bin, und wenn Allerhöchsterdieselbe damit einverstanden ist, daß ich die Geschäfte von hier aus leite, so ist nichts dagegen zu sagen. Eine Notwendigkeit amtlicherseits für meine Anwesenheit im Reichstage liegt nicht vor“.

Nach dem Diner begaben wir uns auf die Terrasse, wo wir bis gegen 9 Uhr zusammen saßen. Der Fürst empfing ununterbrochen Depeschen und Aktenstücke, auf die er mit seinem langen Bleistift Randbemerkungen machte, ohne aber die Unterhaltung ins Stocken geraten zu lassen, während ich ihn skizzierte. Er trug eine schwarze Sammetkappe, die sein Aussehen, da man ihn sich immer nur mit dem Stahlhelm über den buschigen Augenbrauen vorstellen konnte, merkwürdig veränderte. Im Laufe der Unterhaltung bot sich eine Gelegenheit, die ausgesuchte Höflichkeit des Fürsten kennen zu lernen, die ihm ebenso zu Gebote stand, wie ihr Gegenteil, als ich die Frage an ihn richtete: „Euer



Bismarck in Friedrichsrub

Durchlaucht haben mir ja noch gar nicht gesagt, ob ich den Auftrag, den Sie mir vor zwei Jahren wegen der Pariser Weltausstellung erteilten, auch zu Ihrer Zufriedenheit ausgeführt habe?" Der Fürst darauf mit weitgeöffneten Augen, anscheinend überrascht: „Wie, Sie haben noch keinen Bescheid?" worauf ich: „Die Sache ist geschäftlich noch nicht ganz abgewickelt, es sind noch einige Rechnungen zu begleichen, aber ich kann doch schon feststellen, daß ich von der mir überwiesenen Summe etwa 30 000 M. zurückgeben kann." Bismarck: „Nun, dann denken Sie mal, Sie wären hier nicht gegenwärtig, . . . ich würde dann sagen: ich bin noch niemals in einer staatlichen Angelegenheit trefflicher und befriedigender unterstützt und bedient worden, wie durch Sie!"*)

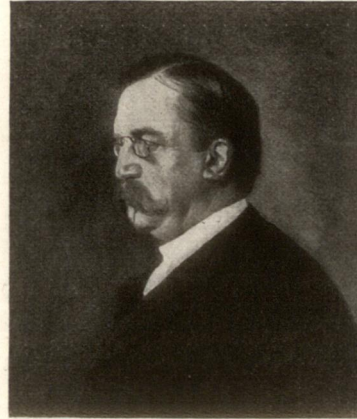
Am 9 Uhr zog sich der Fürst zurück, um zu arbeiten, um 11 Uhr erschien man wieder zum Tee und blieb bis 1 Uhr zusammen. Der Fürst schlief bis in den späten Morgen hinein; ich hatte mein Schlafzimmer neben dem seinigen und hörte, als ich erwachte, seine kräftigen regelmäßigen Atemzüge. Er erhob sich um 11 Uhr, während ich inzwischen meine schon in Berlin untermalte Porträtstudie aufgestellt hatte, um daran zu arbeiten, falls der Fürst mir gleich nach dem Frühstück sitzen könne. Das geschah denn auch, aber höchstens eine Viertelstunde lang; er erzählte mir, daß er eine entschiedene Abneigung gegen das Porträtierwerden habe, seitdem meine verehrte Freundin, die Bildhauerin Elisabeth Ney, ihn 1866 mit dem Modell sitzen zu seiner Büste in unverantwortlichster Weise gequält hatte. Die Modellsitzung, die er mir gewährte, hatte übrigens auch ihre unbehagliche Seite, ganz abgesehen von der nervösen Ungeduld des Fürsten, denn als er in Begleitung des Reichshundes Tyras in das für die Sitzung bestimmte Zimmer trat, rief er mir zu: „Am Gotteswillen, tun Sie den Stock weg (den Malstock, den ich gewohnheitsgemäß in der Hand hielt), der Hund springt Sie sonst an!" Tyras knurrte auch schon bedenklich, und ich ging dem wachsamem Hüter seines Herrn seitdem, wenn ich ihn irgendwo erblickte, weit aus dem Wege.

*) Unterm 12. Februar 1881 erfolgte dann die amtliche Schlußäußerung an mich, in der es nach dem Eingangssatz heißt: „Die ungeteilte Anerkennung, deren sich die deutsche Kunstabteilung der Pariser Ausstellung zu erfreuen gehabt hat, wird Euer Hochwohlgeboren wie mir ein erwünschter Beweis dafür gewesen sein, daß Euer Hochwohlgeboren den richtigen Weg zum Gelingen des schwierigen Unternehmens eingeschlagen, und daselbe mit der Unterstützung der deutschen Künstlerschaft erfolgreich durchgeführt haben.

Ich ergreife gern die mir gebotene Gelegenheit, Euer Hochwohlgeboren für Ihre im Interesse der Sache aufgewandten uneigennütigen Bemühungen und für die dabei betätigte Umsicht den Dank der Kaiserlichen Regierung in angelegentlicher Weise zu wiederholen.

gez.: v. Bismarck.

Nach dieser kurzen Porträtsitzung fuhr der Fürst wieder in den Wald und aufs Feld hinaus und kam erst zum Diner zurück, an welchem diesmal der Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr v. Bötticher, der Bürgermeister von Altona und ein Gutsnachbar, Graf Bernstorff, mit Gemahlin teilnahmen. Neben Land- und Forstwirtschaft wurden im Tischgespräch auch die Hamburger Zollfrage und die Eisenbahnverstaatlichung berührt. Der Fürst erwähnte dabei, daß der Überschuß oder der Gewinn aus der Verstaatlichung das gesamte vorhandene Defizit von etwa 14½ Millionen Mark decken würde, und führte dann eingehender aus, wie notwendig es ihm erschiene, das Reich durch eigene Einnahmen aus den Erträgen der Eisenbahnen, der Zölle und des Tabakmonopols finanziell unabhängig von den Einzelstaaten zu machen, weil die deutsche Einigkeit durch einen soliden eisernen Reifen doch besser gewahrt würde als durch das schwarz-weiß-rote Bändchen.



Staatssekretär v. Bötticher

Das Tabakmonopol war schon 1879 Gegenstand heftiger Debatten im Reichstag gewesen, und als ich bei einer Soiree im königlichen Palais im Gespräch mit Forckenbeck im Rahmen einer Tür stand, wandte sich der Kaiser mit einer Frage über den Stand der parlamentarischen Verhandlungen an Forckenbeck und richtete dann plötzlich die Frage an mich: „Wie denken Sie über das Tabakmonopol?“ Einigermassen überrascht antwortete ich: „Ich rauche lieber gute wie schlechte Zigarren, Euer Majestät, und die Monopolzigarren erfreuen sich nicht des besten Rufes.“ Der Kaiser wandte sich lachend einer anderen Gruppe seiner Gäste zu.

Die Anwesenheit Herrn v. Böttichers, der bis spät in die Nacht hinein mit dem Reichskanzler arbeitete und auch über Nacht blieb, war, wie sich aus dem weiteren Gespräch nach Tisch ergab, durch die Vorarbeiten für die sozialen Gesetze, die Alters- und Invalidenversorgungsvorlage, veranlaßt. Wir saßen wieder an dem schönen langen Juliabend auf der Terrasse, und ich skizzierte unausgesetzt Bewegungen, Gesichtsausdruck, einzelne Gesichtsteile und die Hände des mir mit der langen Pfeife in der Hand auf der anderen Seite des Tisches gegenüberstehenden Reichskanzlers. Am anderen Tage saß mir der Fürst nach dem Frühstück etwas länger, so daß ich wenigstens in aller Hast eine Farbenstudie seines Kopfes machen konnte, die aber für mein Bild durchaus unbrauchbar war, weil er sich jetzt eines so gesunden, roten,

sonnenverbrannten Teints erfreute, daß er als der Bismarck des Kongresses mit dieser Gesichtsfarbe unhistorisch und unglaublich gewesen sein würde. Ich beschränkte mich deshalb von da an mehr aufs Zeichnen.

Der Fürst fuhr nachmittags wieder ins Feld hinaus, um bei dem ersten Anhieb in den Roggen zugehen zu sein; mit einem Ahrenkranz um den Arm und einem solchen mit blauem Bande in der Hand kehrte er zum Diner wieder heim. Der Landrat des Kreises Radeburg, Herr v. Bennigsen, ein jüngerer lebenswürdiger Mann, und der Bürgermeister von Mölln waren Tischgäste, zum Kaffeeklatsch erschien noch der Oberförster Lange, der eine längere Jagdgeschichte erzählte. Im übrigen drehte sich das Gespräch um die Verwaltung des Kreises, zu dem Friedrichsruh gehört, die nicht sparsam genug geführt zu werden schien, wobei sich der Fürst, der seine Intervention in Aussicht stellte, mit den geringsten Kleinigkeiten der Verwaltung vertraut zeigte.

Nachdem sich die Herren verabschiedet hatten, saß ich mit dem Fürsten noch allein lange auf der Terrasse bis beginnender Regen uns ins Haus trieb. Es war der Tag, an dem vor zehn Jahren die französische Kriegserklärung in Berlin eingetroffen war, und Erinnerungen an 1870 und an die Schaffung des Deutschen Kaiserreichs kamen zur Sprache.

Ich erzählte dem Fürsten von den Schwierigkeiten, welche mir die Darstellung der Kaiserproklamation in dem beschränkten Format für die Ruhmeshalle bereitete, weil bei allen Versuchen, die ich gemacht, der Kaiser immer in der Komposition auf die Seite oder in den Hintergrund geschoben würde, während er, Bismarck, als Mittelpunkt erscheine und Se. Majestät eine andersartige Komposition wiederum unmöglich mache, weil er auf meinen Skizzen alle vom Rücken gesehenen Figuren streiche. Der Fürst erzählte darauf sehr eingehend,^{*)} wie der Kaiser an jenem denkwürdigen Tage sehr ungnädig gegen ihn gewesen und nach stattgefundener Proklamation absichtlich, ohne ihn zu beachten, an ihm vorbeigeschritten sei, um einigen hinter ihm, Bismarck, Stehenden und „nicht mal Generalen, sondern Leuten wie den Fürsten Pleß und Putbus“ die Hand zu reichen. Der Kaiser sei nicht einverstanden damit gewesen, daß er der Verfassung entsprechend den Titel „Deutscher Kaiser“ und nicht „Kaiser von Deutschland“ führen solle. Alle Vorstellungen Bismarcks: daß er wohl König von Preußen als dessen Landesherr, aber doch nicht Landesherr von Deutschland sei und daß die deutschen Fürsten sowohl wie die Landtage der deutschen Bundesstaaten unter

^{*)} Die inzwischen erschienenen Tagebuchaufzeichnungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Großherzogs von Baden sowie andere Publikationen sind hier nicht benutzt. Ich erzähle lediglich das, was ich von Fürst Bismarck selbst gehört und unmittelbar nachher notiert habe.

dieser staatsrechtlichen Voraussetzung niemals ihre Zustimmung zur Reichsverfassung gegeben hätten, seien fruchtlos gewesen und hätten Ärgernis gegeben, wenn nicht der Großherzog von Baden den nötigen Takt entwickelt hätte. Der Kaiser hatte den Großherzog beauftragt, das die Feier abschließende Hoch auf den „Kaiser von Deutschland“ auszubringen, und er, Bismarck, habe noch im letzten Augenblick den Großherzog dringend auf die staatsrechtlichen Konsequenzen aufmerksam gemacht, die er als Kanzler auch persönlich daraus ziehen müßte, worauf dann der Großherzog sein Hoch auf „Kaiser Wilhelm den Siegreichen“ ausbrachte.

Der Fürst äußerte sich eingehend über die hohen und unvergeßlichen Verdienste, die sich Großherzog Friedrich um die Schaffung des Deutschen Reiches in den kritischsten Lagen erworben habe und gab seiner persönlichen Verehrung für den großdenkenden edlen Fürsten, welcher der Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens die größten Opfer gebracht habe, in warmen herzlichen Worten Ausdruck.

Anknüpfend an diese und andere seiner Äußerungen erwähnte ich einige Vorkommnisse, die dem Fürsten nicht bekannt zu sein schienen und ihn zu politischen Erörterungen so intimer Art veranlaßten, daß ich darauf verzichten muß, sie hier wiederzugeben, um so mehr, als inzwischen seine „Gedanken und Erinnerungen“ erschienen sind.

„Man regiert bei uns eben mit Wohlwollen, aber Ungeschick“, bemerkte er im Laufe der Unterhaltung und verwies dabei auf weibliche und geistliche Einflüsse, gegen die er in der äußeren wie inneren Politik anzukämpfen habe. Als er beim Durchblättern meines Skizzenbuches das Porträt des Hofpredigers Frommel bemerkte, fragte er, wer das sei und äußerte auf meine Antwort: „So, so, da sehe ich doch auch mal, wie ein Hofprediger aussieht.“ Auf den Anfang seiner Ministerlaufbahn zurückgreifend, erzählte er dann weiter von dem Mißtrauen, das ihm 1862 bei seiner Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten entgegengebracht worden sei und verglich die Periode, die er seit 18 Jahren als Minister durchlebt habe, mit ähnlich langen Epochen der Geschichte, z. B. vom Frieden zu Amiens bis Jena oder von Arcole bis Waterloo, wozu meine Bemerkung, daß wir heute, nach 10 Jahren, erst recht mitten in den Kämpfen für das Deutsche Reich zu stehen schienen, Veranlassung gegeben hatte. Ich erzählte von den Eindrücken, die mir mein erster Aufenthalt in Süddeutschland, kurz nachdem er preußischer Ministerpräsident geworden war, hinterlassen und von Äußerungen, die ich an der Wirtstafel und anderen Orten damals über ihn gehört hatte, und zitierte einen Satz aus dem Leitartikel eines Nürnberger Blattes, der mir besonders in der Erinnerung geblieben war: „Mag der Junker von Bis-

mark die Verfassung suspendieren und das jus primae noctis wieder einführen, wir werden unbeirrt das Banner des Fortschritts und der Freiheit hochhalten usw. usw.“ Der Fürst lachte herzlich und sagte: „Die haben augenscheinlich von dem jus primae noctis eine sehr wunderliche Vorstellung gehabt. Es ist dies durchaus nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das Anrecht des Gutsherrn auf die Hochzeitsnacht seiner Hörigen gewesen, sondern die Kirche verlangte und befahl für diese erste Nacht des Ehelebens Fasten und Beten. Der Dispens hiervon, der erkaufte werden mußte, ist das jus primae noctis, und es ist interessant, daß ganz besonders in den geistlichen Besitzungen von Bischöfen und Äbten das jus primae noctis — natürlich als Einnahmequelle — ausgeübt wurde.“

Eine Zeitungsnotiz über das im Entstehen begriffene Niederwalddenkmal am Rhein veranlaßte den Kanzler zu der Bemerkung, an Stelle der weiblichen Gestalt als Repräsentantin des Deutschen Reiches würde ihm einer der beiden wilden Männer des preußischen Wappens mit hoherhobener Keule hier viel mehr am Platze und viel eindrucksvoller erscheinen. Als seinen Wahlspruch, den ich unter sein zu den Saarbrücker Rathausbildern gehörendes Porträt setzen wollte, schrieb er mir auf: „Ohne Kaiser kein Reich.“

Die Gespräche mit dem großen Manne boten natürlich auf dem ihm eigensten Gebiete der Politik so viel des Interessanten, daß alles andere dagegen zurücktreten mußte, doch war es mir ebenso bedeutungsvoll, aus den Unterhaltungen mit dem Fürsten, wie mit seiner Gemahlin einen Einblick in die vorbildliche Sorgfalt zu gewinnen, die sie auf ihre Wirtschaftsführung verwandten. Mit sichtlichem Behagen erzählte der Fürst, daß der frühere Pächter seines jetzigen Hauses ihm 4000 Taler Pacht gezahlt habe, er sich jetzt aber — auf meine Bemerkung, daß er dann eigentlich hier recht teuer wohne —, derart arrangiert habe, daß er die Nebenhäuser für 1600 Taler Jahresmiete abgegeben habe, so daß sich sein Kapital immer noch mit 2 bis $2\frac{1}{2}\%$ verzinse, während ihm ein neues Haus sicher 80 000 Taler gekostet haben würde und nicht so unmittelbar an der Eisenbahn hätte liegen können, was für ihn doch durchaus nötig sei. Er habe früher in diesem Hause, als es noch Hotel war, gelegentlich gewohnt, und der Wirt habe ihm damals für 14 Tage einmal über 700 Taler, ein andermal für 8 Tage über 350 Taler abgenommen. Und die Fürstin erzählte, daß sie eben stundenlang gerechnet und gerechnet habe, weil sich in ihrem Wirtschaftsbuch ein Manko von 11 Mark 25 Pf. vorfinde, das sie nicht unterzubringen wisse! — was mich nahezu mit derselben Ehrfurcht erfüllte, wie die politischen Erörterungen ihres Gemahls. Einige Bemerkungen, die ich über das französische National-

fest vom 14. Juli und über Grévy, Gambetta und Rochefort machte, veranlaßten den Fürsten zu kritischen Äußerungen über Grévy, von dem er keine hohe Meinung zu haben schien. Graf Bill Bismarck erzählte, der französische Botschafter Graf St. Vallier habe ihm bezüglich der damals amnestierten Communards, die sich auf der Rückreise aus Neu-Caledonien befanden, gesagt: „Croyez-moi, nous les rembarquerons tous en six mois“, worauf der Fürst und ich wie aus einem Munde riefen: „Wenn sie nur nicht St. Vallier nach Neu-Caledonien einschiffen!“

Es war inzwischen noch spät am Abend neuer Logierbesuch angekommen, einige Bekannte des Fürsten aus St. Petersburg, Damen und Herren, und ich konnte mir nicht versagen, dem Hausherrn auszusprechen, daß mir seine Ruhe hier einigermaßen problematisch erschiene, wenn das immer so ginge, wie diese drei Tage, seit ich hier sei. Er bemerkte darauf, daß er seit den drei Wochen seines hiesigen Aufenthaltes erst einmal ohne Gäste zu Mittag gespeist habe. Trotzdem ist er gegen jeden Gast unermüdlich der lebenswürdige und aufmerksame Wirt, gegen Damen von galanter Ritterlichkeit und gegen jedermann gleichmäßig herzlich ohne jede Pose. Ich verabschiedete mich, nachdem ich noch eine halbe Stunde am Teetisch zugebracht hatte, fuhr mit dem Nachtzug, der damals über sechs Stunden bis Berlin gebraucht, zurück und ging sofort an die Arbeit, um die Eindrücke von Bismarcks äußerer Erscheinung, die ich während dieser Tage aufgenommen hatte, zu verwerthen.



Fürst Bismarck für die

Die Hände des Fürsten Bismarck



In Heringsdorf, Villa Delbrück

Zweundzwanzigstes Kapitel: 1880.

In Heringsdorf und Saarbrücken. — Die Kunstausstellung in Düsseldorf. — Akademie des Bauwesens. — Dombaufeyer in Köln. — Die Entwürfe zu Wandgemälden im Treppenhause des Berliner Rathauses.

Als Ferienaufenthalt hatte ich wieder das mir sowohl seiner landschaftlichen Reize wie besonders seiner angenehmen Geselligkeit wegen so lieb gewordene Ostseebad Heringsdorf gewählt, wo ich in der unmittelbar an der Strandpromenade gelegenen Villa Delbrück eine freundliche Wohnung mietete. Von den Vorderzimmern und dem großen Balkon ein weiter Ausblick auf die See mit der bequem gelegenen Badeanstalt, hinter dem Hause schattiger Buchenwald, Kurhaus, Lindemanns Hotel und vor allem die Regalbahn — ein entzückender Aufenthalt für mich, den ich übrigens durchaus nicht zum Nichtstun mißbrauchte. Im Gegenteil, ich hatte mir diesmal

außer gelegentlichen Naturstudien, die man ja immer macht, wenn man „draußen“ ist, eine amüsante aber recht ernsthafte Arbeit vorgenommen, mit der ich meinen verehrten Freund R. Lessing zu überraschen gedachte: eine Darstellung der Heringsdorfer Regalbahn. Es war eine Auslese nach Wesen und Beruf verschiedenartiger Persönlichkeiten, die sich da jeden Vormittag in der am Strande neben dem Kurhaus gelegenen von mächtigen Buchen beschatteten Regalbahn zusammenfanden und mit kraftvollem Wurfe ernststen Blickes die wuchtigen Kugeln in der Richtung



R. Lessing

Landgerichtsdirektor
R. Lessing



Baurat v. der Hude

auf den weiten Meereshorizont gegen das Ziel hinsaufen ließen. Man spielte in zwei Parteien gegeneinander und jeder der Herren war mit der einen oder anderen schätzenswerten Eigenschaft ausgerüstet, die von seiner Partei mit Kennerblick entdeckt und gepflegt worden war, sei es als Anlegler, von dem in der Regel ein mit Zwölf bewerteter Kranz (acht um den König) oder mindestens eine glatte alle Neun erwartet wurde, oder sei es als „Stecher“, der zwei oder drei bei mißlungenem Anwurf stets hartnäckig stehen bleibende Regel möglichst mit einem Wurf wegzuputzen hatte. Dafür war besonders der Jurist Professor Dr. Friedberg patentiert, der die richtige Stelle entdeckt hatte, an der „angerandelt“ werden mußte, um die beiden Halsstarrigen zu Fall zu bringen.

Wilhelm Scholz hatte eine Zeichnung, in welcher ich Dr. Friedbergs Wurf verewigte und die später die Wand der Regelhalle zierte, durch den Vers erläutert:

„Die Kugel, die von rechts nach links
In stillen Frieden schnauft,
Am Berg sich stößt und zweie wirft,
Friedberg ist sie getauft.“

Der schneidigste, erfolgreichste Anlegler, hervorragend durch seine elegante Haltung, war Konsul Waechter aus Stettin. Aber nicht immer glückte der Anwurf und die beiden Hartnäckigen oder der hintere Eckegel blieben stehen; dann ertönte laut und aufgeregt der Ruf aus den Reihen der Partei: „Halt, halt, jetzt ein Friedberg!“ Ebenso lebhaft erscholl bei jedem Anwurf aus beiden Parteien der Kampfruf zur Wette, von der Geste des ausgestreckten Zeigefingers begleitet: „Keine Fünfe, keine Sechse“ (d. h. fünf oder sechs Regel beim ersten Wurf) und mit tiefstem Ernst wetteten die würdigen Herren gegen die Herausforderer um ganze zehn Pfennige, Schlutow, der in Stettin den mächtigen „Vulkan“ und Professor Dr. Leyden, der in Berlin seine berühmte Klinik leitete, ebenso wie die Kommerzienräte Delbrück und Helßft, welche die Kurse an der Börse und Geheimrat Illing, der die Sorge um das preussische Gefängniswesen, sein Dezernat im Ministerium, vergaß, wenn der Ruf: „keine fünf, keine sechs“ erscholl.



Prof. Dr. Friedberg



Konsul Waechter



Bankier Edm. Selfft

Geh. Kom. R. Delbrück

Konsul Schlutow

Der eifrigste Wetter war Landgerichtsdirektor R. Lessing. Der Unentbehrlichste des Kreises, der nie irrende Kalkulator und Verwalter der Kasse, der Leiter unserer Regelfeste und der eine tadellose Bowle zu kombinieren verstand, war aber Herr Calmus, der Chef des altberühmten Ermlerschen Tabakgeschäfts in der Breitenstraße in Berlin. Gelehrte und Künstler, Landwirte und Forstmänner, Beamte, Kaufleute und Industrielle aller Geschäftszweige, die zum Teil ihre Villen in Heringsdorf hatten, wie Stobwasser, Reimann, Marks, Oppenheim u. a., gehörten diesem Kreise als Stammgäste oder Passanten an, und in den Pausen zwischen den mir zugewiesenen Kugeln füllte sich mein Skizzenbuch mit den markanten Porträtköpfen der Herren Regler und den Augenblicksskizzen ihrer Bewegung oder Haltung beim Regeln.

Nur ungern verließ ich am 6. August Heringsdorf, um der Einweihung des Rathausaales in Saarbrücken beizuwohnen und mich nach mehrtägigem Aufenthalte dort mit meiner Frau über Trier, Koblenz und Bonn nach ihrer Geburtsstadt Düsseldorf zum Besuche der dortigen Provinzial-Gewerbe- und deutschen Kunstgenossenschaftsausstellung zu begeben.

Wilh. Scholz, Zeichner
des Kladderadatsch

Meine Frau hatte Düsseldorf seit der Übersiedelung ihrer Eltern nach Karlsruhe nicht wiedergesehen und das Bild, das sie vom alten Jacobischen Hause im jetzigen Malkasten-Garten, wo sie ihre Kinderjahre verlebt hatte, und von ihrer Geburtsstadt in der Erinnerung bewahrte, entsprach in keiner Weise dem, welches die Gegenwart bot; die unerwartete Enttäuschung wurde noch durch das Mißgeschick verstärkt, daß in keinem Hotel mehr Platz zu finden war und wir mit einem dürftigen Unterkommen bei einem Schneider-

meister vorlieb nehmen mußten — ein grausamer Gegensatz zu Heringsdorf! Die einst so idyllische rheinische Kunststadt, die in der Zeit ihrer ersten Kunstblüte, in den zwanziger Jahren 16 000 Einwohner zählte und noch Anfang der sechsziger Jahre, als ich sie kennen lernte, ihren anmutigen Charakter nicht eingebüßt hatte, war inzwischen zu einer mächtigen Industriezentrale emporgewachsen, und neben dem wuchtigen Eindruck, den die gewaltigen Erzeugnisse der Montan- und Eisenindustrie auf den Laien ausübten, trat die Deutsche Kunstausstellung, so vortrefflich sie auch beschickt und arrangiert war, in ihrer Bedeutung für Düsseldorf als Kunststadt zurück. Das Publikum, das in dichten Scharen die der Kunst geweihten Räume durchwogte und den Aufenthalt in denselben etwas unbehaglich machte, gehörte augenscheinlich den mächtigen Werte schaffenden Kreisen der rheinischen Industrie an und schien aus dem Vergleiche zwischen Industrie und Kunst denselben Eindruck gewonnen zu haben, wie ich. In der Tonhalle fand ein Festessen zu Ehren der Preisjury der Kunstausstellung statt, ich begegnete von Berliner Kollegen dabei P. Thumann und E. Encke, freute mich auch alle die mir bekannten Künstler wiederzusehen, die der Stolz der Düsseldorfer Schule waren. Eduard Bendemann, Andreas und Oswald Achenbach, W. Camphausen, E. Hünten, B. Vautier, Kröner, E. v. Gebhardt, W. Sohn, Peter Jansen und viele andere, und die festliche Stimmung des Abends verfehlte nicht, mir das alte Kunst-Düsseldorf vorzaubern, wie es mir aus den Schilderungen C. F. Lessings und Ad. Schroedters vor Augen stand. Aber wir fühlten uns doch so ungemütlich, daß der Wunsch nicht zu unterdrücken war, unseren Aufenthalt trotz Kunstausstellung und anderer Genüsse abzukürzen. Nachdem ich auch aus Brüssel, wohin wir noch einen Ausflug machen wollten, von befreundeter Seite die Nachricht erhielt, daß dort wegen eines nationalen Festes ebenso schwer Unterkommen zu finden sei, wurde die Sehnsucht nach dem behaglichen Heim am Ostseestrande und nach den Kindern doch übermächtig und wir entschlossen uns auf dem Bahnhof kurzerhand statt nach Westen nach Osten und Norden abzudampfen und den Rest der Saison in Heringsdorf zuzubringen.

Im September führten mich malerische Studien in Begleitung von einigen meiner Schüler in das zwischen Lichtenrade und Selchow stattfindende Divisionsmanöver, wo ich den Abend im Bivak des 1. Garde-Artillerie-Regiments in Gesellschaft von alten Bekannten, des Obersten v. Fassrong, des Majors v. Neubronn und des Hauptmanns v. Schönau zubrachte. Die Kanoniere lagerten am Feuer zwischen zu Schutzwänden aufgerichteten Strohbindeln und sangen ihre Soldatenlieder, es war ein effektiv malerisches Bild. Am nächsten Tage fuhr ich zur Aufführung der Oper Don Pablo

unseres Freundes und Quartettgenossen Th. Rehbaum in Gesellschaft von L. Knaus und Carl Becker nach Dresden; die Oper verdankte ihrem anmutigen Inhalte und ihrer melodiösen sich an Mozart anlehrenden Musik einen freundlichen Erstlingserfolg, fand aber in Bizets dämonischer „Carmen“, die bald darauf bei uns erschien, eine übermächtige Konkurrentin.

Die diesjährige Berliner Kunstausstellung war nach allgemeinem Urtheil eine der besten in den letzten vierzig Jahren. Ad. Menzel hatte außer einigen Gouachen seine lebensprühende „Prozession bei Salzburg“ ausgestellt, E. Gussow drei sehr schöne Porträts, von L. Alma Tadema waren zwei Meisterwerke kleinsten Formats zu bewundern.

Der Kunst war inzwischen auch durch die Gründung der Akademie des Bauwesens ein neuer Aufschwung ihres unmittelbaren Einflusses auf die öffentliche Bautätigkeit gegeben worden. Außer der Verwaltung von Stiftungen, Stellung von Preisaufgaben und Zuerkennung von Preisen und Auszeichnungen ist ihren beiden Abteilungen, der Hochbau- wie der Ingenieurabteilung die Aufgabe zugewiesen, die Projekte für Staatsbauten aus beiden Gebieten zu prüfen und Gutachten darüber zu erstatten. Außer den zunächst maßgebenden Fachleuten gehören ihr Vertreter von Kunst und Wissenschaft aus verwandten Gebieten an und auch ich wurde als außerordentliches Mitglied in die Hochbau-Abteilung berufen, deren erster Sitzung am 4. Oktober ich beiwohnte, wie ich mich auch stets an der Beratung von Fragen, die in mein Fach schlugen, beteiligt habe. Es war mir sogar vergönnt, in einigen Fällen — selbst bei Brückenbauten —, bei denen neben der praktischen die ästhetische Lösung der Aufgabe ins Gewicht fiel, in wirksamer Weise mitzuraten, und ich habe es immer als eine Auszeichnung betrachtet, an den Beratungen und der Tätigkeit dieser Körperschaft, der die hervorragendsten Architekten Deutschlands angehören, wenn auch in bescheidenster Weise, teilnehmen zu können. Ob der auf die Erstattung und Veröffentlichung von Gutachten beschränkte Einfluß der Akademie sich von so entscheidender praktischer Wirksamkeit erwiesen hat, wie zu wünschen oder beabsichtigt war, bin ich außerstande zu beurteilen.

Ein anderes außergewöhnliches Ereignis auf dem Gebiete des künstlerischen Hochbaues verlieh dem Jahre 1880 seine ganz besondere Prägung: die nach jahrhundertelanger Arbeit endlich erfolgte Vollendung des erhabensten Werkes deutscher Baukunst, des Kölner Domes. Der unfertige abgestumpfte Domturm mit dem mächtigen Kran, der mir seit meiner frühesten Jugendzeit als ein Wahrzeichen Kölns aus Abbildungen und den Etiketts auf allen Eau de Cologne-Flaschen wohlbekannt war, existierte in dieser Form zwar längst nicht mehr, aber erst unter des Dombaumeisters Voigtel energischer

Leitung war die Arbeit in den letzten zehn Jahren so gefördert worden, daß die Vollendung des majestätischen Bauwerks gefeiert werden konnte. Eine auf Allerhöchsten Befehl erfolgte Einladung zum Diner auf Schloß Brühl am 15. Oktober bedeutete die Teilnahme an dieser Feier, der Einsenkung des Schlußsteines auf der Kreuzblume des südlichen Domturmes, und führte mich in diesem Jahre nochmals an den Rhein zu dem unvergleichlich schönen Dombau-Feste.

Kaiser Wilhelm hatte in pietätvoller Erinnerung an seinen Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., welcher den Ausbau des Domes von seinem Regierungsantritt an unausgesetzt gefördert hatte, den 15. Oktober, den Geburtstag des Königs, für die Feierlichkeit festgesetzt.

In demselben Zuge, mit dem ich nach Köln fuhr, befand sich eine Anzahl hoher Gäste: König Albert von Sachsen, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, der Fürst von Rudolstadt u. a., auch mein Freund Fritz Schaper. Ich hatte mit Dank die Einladung eines Verwandten meiner Frau aus dem rheinischen Geschlechte der Heuser, des Stadtrates Robert Heuser, angenommen, in dem menschenüberfüllten Köln bei ihm in seinem wegen seiner Gastfreundschaft hochberühmten Hause am Neumarkt Nr. 8 abzustiegen, der einstigen Kaiserpfalz, an dessen Fassade die beiden im obersten Stockwerk angebrachten Schimmelpföpfe an eine in Köln wohlbekannte Sage erinnerten. Das alte Kaufhaus wies in seinem Erdgeschoß außer den altertümlichen Kontor- und Lagerräumen eine wohlerhaltene gotische Kapelle auf und ein großer Garten erstreckte sich hinter dem Hause weit in den Häuserblock dieses Stadtviertels hinein. Im Karneval war der Neumarkt der Sammelplatz für die Teilnehmer des üblichen kostümierten Festzuges, der hier geordnet wurde, und das Haus Nr. 8 öffnete seine gastlichen Pforten in diesen Tagen weit und ungefragt jedem, der Faschingslust und Frohsinn mitbrachte. Es war für mich nun eine besondere Freude, in dem von heiterer Lebenslust sprühenden Kreise dieser mir bis dahin unbekannten Verwandten mit rheinischer Herzlichkeit empfangen zu werden.

Der Herr des Hauses fand neben seiner umfangreichen Tätigkeit als Stadtrat, Vorsitzender der rheinischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Teilhaber an vielen anderen industriellen Unternehmungen und Vorstandsmitglied des Kölner Musikonservatoriums auch noch Zeit, sich als eifriger Cellospieler der Pflege der Hausmusik zu widmen; seine Gemahlin, als geborene Nikolovius eine nahe Verwandte Goethes, sowie Sohn und Tochter teilten Temperament und Neigungen des Hausherrn zu Scherz und heiteren Späßen, wie anscheinend auch alle anderen Verwandten und Freunde des Hauses, die

ich an diesem Abend meiner Ankunft um den Teetisch dort versammelt fand. Für den nächsten Morgen war ein den eigentlichen Festakt einleitendes Tedeum im Dom vorgesehen, dem der Kaiser mit seinen fürstlichen Gästen, den Ministern und Spitzen der Behörden und anderen Eingeladenen beiwohnte. Ich hatte als cavaliere servente der schönen lebenswürdigen jungen Gemahlin des inzwischen zum Staatssekretär des Innern ernannten Herrn von Bötticher und der Gemahlin des Finanzministers Bitter die angenehme aber nicht leichte Aufgabe, beide Damen durch das den Dom umdrängende Gewühl ziemlich urwüchsiger Elemente in den Dom hinein und nach beendigtem Tedeum durch die noch dichter gewordenen Menschenmassen wieder zurück auf die neben dem Kaiserpavillon gelegene Tribüne I zu geleiten, was auch, abgesehen von einigen Stößen und Püffen, glücklich gelang. Von diesem geschützten Platze aus wohnten wir dem nun folgenden Festakte als bevorzugte Zuschauer bei.

Unter den auf der Tribüne Anwesenden bemerkte man einige aus fast vergessener historischer Zeit, wie u. a. Ludolf Camphausen in seiner alten verblichenen Minister- oder Geheimratsuniform. Das kronprinzliche Paar, das sich in dem Kaiserzelt in nächster Nähe unserer Tribüne befand, konnte ich begrüßen, ebenso den jungen Prinzen Heinrich, der vor kurzem von seiner Weltreise auf der Fregatte „Olga“ zurückgekehrt war. Es wurden am Fuße des südlichen Domturmes lange Reden gehalten, von denen man aber wenig verstand, bis endlich der Donner der Geschütze und das Geläute aller Glocken verkündete, daß der Schlussstein in die Kreuzblume eingesenkt — was man von unten nicht sehen konnte — und der Kölner Dom nunmehr endlich vollendet sei.

Nachmittags fand das Festdiner bei Seiner Majestät im Schlosse Brühl statt, einem Juwel prachtfrogender Rokokokunst mit einem entzückenden, großartigen, an das Würzburger Bischofspalais erinnernden Treppenhaus, und abends erstrahlte Köln in glänzender Illumination.

Für die Kölner war aber der nächste Tag zweifellos der eigentliche Festtag, der Tag, an welchem das von den Karnevalsfesten her Gewohnte, Unentbehrliche, der prunkvolle Festzug, stattfinden sollte. Schon vom frühen Morgen an füllte sich der Neumarkt mit allerlei Volk in historischen Kostümen, große Wagen mit Burgmauern und anderen phantastischen Aufbauten fuhren auf, von Berittenen, Herren und Damen, in gediegenster und kostbarster Ausstattungs geführt und gefolgt, alles überstrahlt von herrlichster Oktobersonne. Im Heuserschen Hause waren in den Gesellschaftsräumen des oberen Geschosses Buffets aufgestellt, die mit allem für ein gediegenes Frühstück an Eß- und Trunkbarem Nötigen reichlich versehen waren, und ununterbrochen

von ab- und zugehenden Gästen aus den unten auf dem Plaze hin- und hervogenden Kostümierten und Ankostümierten, Bekannten und Unbekannten, in Anspruch genommen wurden. Nachdem in das Chaos auf dem Neumarkt Ordnung gekommen und der Zug im Begriffe war, sich in Bewegung zu setzen, eilte ich wieder nach der Tribüne I, um von hier aus den Zug defilieren zu sehen, auf welchen der Kaiser und seine hohen Gäste schon warteten. Der Zug führte in seinen, durch die vorerwähnten mächtigen Wagenaufbauten als Mittelpunkt markierten Hauptgruppen Momente aus der Kölner Geschichte vor, in denen die alten Kölner Patriziergeschlechter der Overstolz, Jabach, Gryn, Alducht, Bottelnburg u. a. durch Vertreter der modernen Patrizier in Handel und Industrie dargestellt wurden. Der Zug war über alle Beschreibung prachtvoll und malerisch, die Kostüme der Reiter und Fußgänger, die Aufzäumung der Pferde historisch richtig und wirkungsvoll, manche Reitergruppe von geradezu hinreißender Schönheit, das Ganze ein glänzendes Zeugnis für die Opferwilligkeit der Teilnehmer und das unvergleichliche Geschick der Düsseldorfer Künstler, die den Zug arrangiert und seine Ausführung bis in die kleinsten Einzelheiten überwacht hatten; ich erinnere mich unter ihnen besonders Wilhelm Beckmanns, der auch einen Teil des Zuges später als Fries im Gürzenichsaale gemalt hat. Die kronprinzlichen Herrschaften, in deren Nähe ich mich befand, gaben ihrem Entzücken wiederholt in lebhaftester Weise Ausdruck. Zu den anmutigsten und prächtigsten Erscheinungen des Festzuges gehörten die jungen Baronessen Oppenheim, die — als kühne Reiterinnen bekannt — aus dem berühmten Rennstall ihres Vaters glänzend beritten gemacht, ihre schönen Pferde an sicherer Hand vor dem kaiserlichen Zelte vorbeicourbettieren ließen.

Nach dem Vorbeimarsch des Zuges, der wegen der schweren Wagen einige Male ins Stocken geraten war, gelang es mir, mich mit den Ministern v. Bötticher und Bitter und ihren Gemahlinnen durch die den Domplatz dicht gefüllt überflutende Masse unter vielen Stößen und Puffen bis zu dem auf der entgegengesetzten Seite des Platzes gelegenen Hotel du Nord durchzudrängen und dort zu frühstücken. Nachmittags fand das Festbankett im Gürzenichsaale statt. An einer Quertafel auf erhöhtem Podium hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit den fürstlichen Gästen und dem Oberbürgermeister Becker Platz genommen, an drei oder vier Längstafeln die anderen Gäste; ich saß neben dem mir von früher her bekannten Komponisten Ferdinand Hiller und dem Dichter Bodensiedt. Der Oberbürgermeister und der Kronprinz toasteten. Als ich zwei Jahre später Herrn Bodensiedt gelegentlich der Einweihung des Berliner Kunstgewerbemuseums wieder begegnete und ihn an unsere Nachbarschaft auf dem Kölner Gürzenich-Bankett

erinnerte, erwiderte er erstaunt und mißbilligend: „Aber ich faß ja an der Fürstentafel!“ Ich sagte mir, daß man im Verkehr mit Berühmtheiten doch nicht vorsichtig genug sein könne, wenngleich ich ihrer schon viele auf anderen Gebieten kennen gelernt hatte. Aber ich erinnerte mich, daß mir mit einem berühmten Dichter, mit Klaus Groth, auch vor einigen Jahren etwas Merkwürdiges begegnet war. Frau Geheimrat Seelig in Kiel hatte mich einst zu Tisch eingeladen mit der Bemerkung, daß auch Klaus Groth da sein werde und ich freute mich sehr darauf, seine Bekanntschaft zu machen. Aber der Dichter des Quickborn war nicht erschienen und die liebenswürdige Wirtin erzählte mir lachend, der berühmte Mann habe ihr kurz vor Tisch sagen lassen, er könne nicht mit jemand zusammen bei ihr zu Mittag speisen, der ihm nicht zuvor seinen Besuch gemacht habe. Mir war diese Sitte bis dahin nicht bekannt.

Nachdem ich in Köln unter Führung meines ebenso geschichtskundigen wie kunstsinigen Gastfreundes Robert Heuser die altehrwürdige Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und historischen Gebäulichkeiten nach allen Ecken und Enden durchstreift hatte, wohnte ich auch noch einem Familienfeste bei seinem Schwager Oppenheim zur Vorfeier der goldenen Hochzeit des ehrwürdigen Chefs des großen Bankhauses bei, der durch seinen Wohltätigkeits-sinn bei unserm Kaiserpaare in hohem Ansehen stand. Lebende Bilder, von Düsseldorfer Künstlern gestellt, erlesene Genüsse an musikalischen Vorträgen erster Künstler, eine internationale vielsprachige Gesellschaft, elegante Damen in Pariser Toiletten, viel Glanz und Glück, dem Reichtum und dem Ansehen des Hauses entsprechend, Alles, wie es sein muß, aber — anders, als in dem lustigen Hause am Neumarkt Nr. 8!

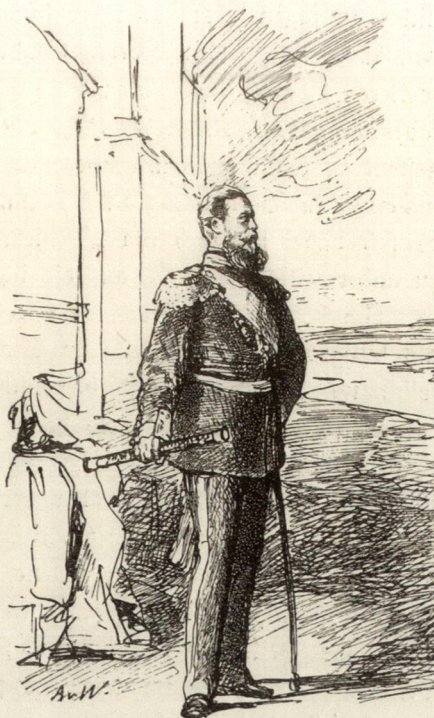
Nach Berlin zurückgekehrt, ging ich außer an die Weiterarbeit an dem Kongreßgemälde an das von meinen Atelierschülern Wandling und Hochhaus vorgearbeitete Bild der „Stiftung des Schwarzen Adler-Ordens“ und an ein Porträt des Kronprinzen in russischer Feldmarschallsuniform, das nach meiner Skizze von einem anderen Akademiesthüler angefangen war.

Die kronprinzlichen Herrschaften hatten sich von dem Kölner Dombaufeste nach Wiesbaden begeben, wo sie bis Neujahr blieben; erst am 7. Januar sah ich den Kronprinzen wieder in meinem Atelier zur Befichtigung des Schloßkapellenbildes, und um mir für sein Porträt als russischer Feldmarschall Modell zu stehen.

Meine schon früher erwähnten Vorschläge und Entwürfe für die Wandmalereien im oberen Treppenhaus des Rathauses waren inzwischen vom Magistrat den Stadtverordneten unterbreitet und in der Sitzung vom 18. November besprochen worden. Als Aufgabe war mir seinerzeit gestellt worden:

„Berlin wird Reichshauptstadt“, und ich hatte als die mir dafür am geeignetsten erscheinende Lösung die Darstellung des Tages gewählt, an dem König Wilhelm als Deutscher Kaiser an der Spitze unserer siegreichen Truppen am 16. Juni 1871 wieder in Berlin einzog. Der Tag war mir mit seinem Glanz und seinem Jubel unverlöschlich in der Erinnerung geblieben. Berlin hatte ein künstlerisches Festkleid angelegt, so malerisch wie nur denkbar, ganz Berlin war auf den Beinen, durch alle Stände vom Herrscher bis zum Schusterjungen vertreten draußen auf der Siegesstraße; es bot sich also die schönste Gelegenheit, die gesamte Bevölkerung, Arbeiter, Kaufleute, Studenten, Soldaten, Gelehrte und Künstler in ihren charakteristischen Vertretern porträtartig zur Darstellung zu bringen auf dem Hintergrund der mit Fahnen, Girlanden und den bedeutungsvollen für diesen Tag geschaffenen Skulpturen geschmückten Siegesstraße. Von der Seite des Halle'schen Tores her, wo Encke's riesige Verolina die einziehenden Truppen begrüßt, bis zum Potsdamer Tor mit der Victoria und Reinhold Vegas Statue von Metz und Straßburg die Arbeiterbevölkerung, Turner, Invaliden und Schuljugend, Spreewälder Almmen und Bierfahrer —, alles, was die Berliner Straße zeigt, zusammengedrängt, zurückkehrende Landwehrmänner, von ihren Frauen und Kindern begrüßt. An der Mittelwand das Brandenburger Tor als Hintergrund, Kaiser Wilhelm als Mittelpunkt, an der Spitze seiner Generale von dem Oberbürgermeister und den Ehrenjungfrauen der Stadt begrüßt, auf den Tribünen die Stadtverordneten, Reichs- und Landtagsabgeordneten, vorn die Vertreter von Kunst und Wissenschaft, der Akademie und der Universität. Dann auf der anderen Längswand die Siegesstraße Unter den Linden markiert, Studenten, Dichter und Schriftsteller, die Tribüne der Kaufmannschaft mit den vorüberziehenden eroberten französischen Fahnen, unsere Gardedragonen, im Hintergrund die Denkmäler Friedrichs des Großen, Steins und Blüchers, Albert Wolffs improvisierte Statue des neuen Deutschen Reiches mit Elsaß und Lothringen und als Abschluß desselben

A. v. Werner, Erlebnisse.



Kronprinz Friedrich Wilhelm
als russischer Feldmarschall

Künstlers Reiterstandbild Friedrich Wilhelm III., das an diesem Tage enthüllt und auf dessen Stufen die eroberten französischen Fahnen niedergelegt wurden, mit dem alten preussischen Königsschloß zur Seite — es schien mir, als ob sich anderthalb Jahrhundert preussisch-deutscher Geschichte da zusammengedrängten und sich so die Aufgabe „Berlin wird Reichshauptstadt“ am augenscheinlichsten lösen ließe!

Aber das waren Träume. Zu meiner Überraschung rief die Angelegenheit zunächst eine Agitation in der Presse hervor, die sich mehr gegen meine Person als meine Vorschläge zu richten schien.

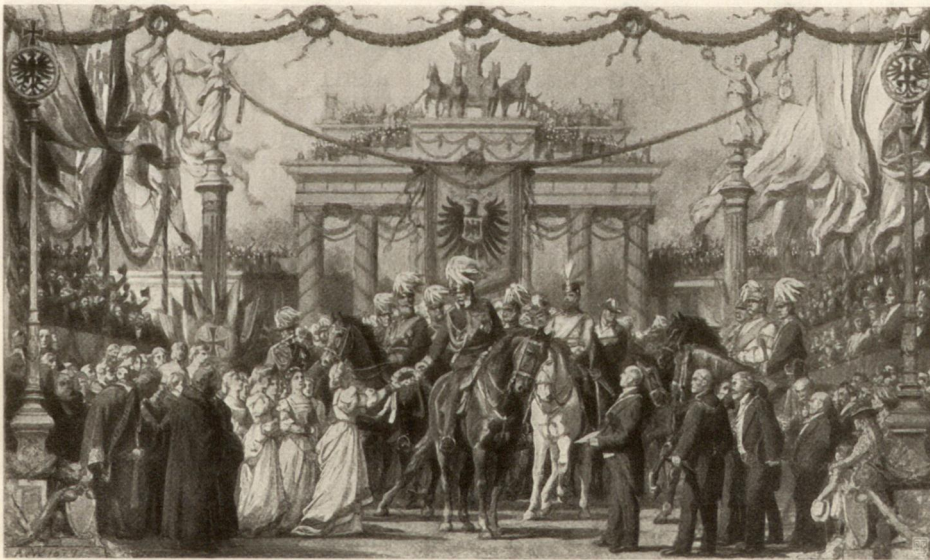
Die Stadtverordneten-Versammlung wählte zur weiteren Behandlung der Sache einen Ausschuß von 15 Mitgliedern mit dem Direktor des Aquariums, Dr. Hermes, als Vorsitzenden. Dieser hatte, als ich mit ihm über meine Skizzen konferierte, eigentlich nichts dagegen einzuwenden, nur bemerkte er, daß das Militärische in dem Entwurfe mehr zurückgedrängt und die Bürger Berlins mehr hervorgehoben werden müßten. Auf meine erstaunte Frage, ob er die als siegreiche Soldaten einziehenden Berliner Kinder, mit dem Kaiser, dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon an der Spitze, denn nicht zum deutschen Volke und zu unseren Mitbürgern zähle, wußte er nichts zu sagen, als: das wäre schon richtig, aber es wäre doch was anderes!

Von einigen der Herren Stadtverordneten hörte ich dann zu meiner weiteren Überraschung, man wünche auf dem Bilde den Berliner Barrikadenkampf vom 18. März 1848 oder etwas an diese Zeit Erinnerndes dargestellt zu sehen, was mir aber mit dem Siegeszuge vom 16. Juni 1871 malerisch in Verbindung zu bringen, als nicht ausführbar erschien, obgleich es sich dabei ja auch um „Militärisches“ handelte. Die Sache wurde bis zu anderweitiger Lösung, auf die ich später zurückkomme, vertagt. —

Ich habe mich bei meinen Erlebnissen in diesem Jahre zwar schon mehr als billig mit Erinnerungen an Diners und Festessen beschäftigt, aber da sie selbst im öffentlichen und dienstlichen Leben eine nicht unbedeutende Rolle spielen, so sei hier noch eines der letzten im Jahre gedacht: am 3. Dezember war ich zu einem Diner beim Finanzminister Bitter geladen, bei welchem ich zum ersten Male seit der Gründung des Deutschen Reiches mit den Rorpyhären der Zentrumsparthei, den Herren Dr. Windthorst, von Schorlemer-Mst, von Heeremann, von Huene u. a. gesellschaftlich zusammentraf. Es war ein sichtbares Zeichen für den Umschwung in unserer Politik und die vorläufige Beilegung des nunmehr siebenjährigen Kulturkampfes. Mit Peter Reichensperger hatte ich übrigens schon früher in einer Kommission unter dem Vorsitz des Bankpräsidenten von Dechend zusammengearbeitet, als es sich um die Herstellung der neuen Reichs-Kassenscheine handelte, wobei der

verehrte Abgeordnete als Kenner des sogenannten deutschen, d. h. gothischen Stiles mitwirken sollte. Mit dem lebenswürdigen kunstfreundlichen Herrn von Seeremann kam ich auch später über Fragen künstlerischer Art, die seine parlamentarische Spezialität als Dilettant waren, vielfach in Berührung.

Das Jahr schloß für mich in erfreulichster Weise: am 31. Dezember erhielt ich durch Graf Seckendorff mit einem herzlichen Schreiben im Auftrage der Frau Kronprinzessin einen schönen Renaissancefessel italienischer Arbeit als Zeichen des gnädigen freundlichen Wohlwollens der hohen Frau für mich und die Meinen.



Siegesseinzug. 16. Juni 1871
 Skizze für die Wandmalereien im Treppenhause des Berliner Rathauses



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Die Stiftung des Schwarzen Adler-Ordens

Dreiundzwanzigstes Kapitel: 1881.

J. v. Scheffels Neujahrsgruß. — Carl Stauffer-Bern und C. W. Allers. — Hochzeit des Prinzen Wilhelm von Preußen. — Die Übergabe des Kongressbildes. — Der Streit um „Neptun und Amphitrite“ im Berliner Museum. — Minister v. Puttkamer.

Karlsruhe, 4. Januar 1881.

„Mein lieber Freund!

Von Herzen erwidere ich Deinen Neujahrsgruß und wünsche Dir und den Deinigen alles Gute an Gesundheit, Lebensheiterkeit und Frohsinn, was wir zur irdischen Wanderung bedürfen.

Und Dir, liebster Freund, vor Allem ein gemäßigtes Tempo im Arbeiten, daß die Nerven geschont bleiben; durch ihr Gestähltbleiben holt sich in späten Jahren Alles ein, was im hastigen Augenblick nicht schnell genug vollendet scheint.

Ich hoffe, daß wir uns bald einmal wiedersehen — denn lange Briefe schreiben, ist auch mir nicht mehr möglich. Uns Herz möchte

ich Dir legen, in diesem oder dem nächsten Jahr einmal den Gedanken eines ruhigen Sommeraufenthalts am Bodensee auszuführen: die Probe, die ich 1880 mit der ganzen Familie v. Freydorf ausführte, war sehr zufriedenstellend, sie im Haus Seehalde, ich mit Victor auf Mettnau — viel gemeinschaftliche Ausflüge zu Wasser und Land, heitere Geselligkeit, sogar einmal Alles in den altertümlichen Räumen auch im alten Costüm der Albrecht Dürer-Zeit . . . dazu Seebad und Vogeljagd, die Wochen flogen dahin wie ein schöner Traum

Ich habe mit Victor das neue Jahr gut angetreten; er ist ein schmucker Junge, wird an Ostern schon konfirmiert und freut sich, daß er der Erste in seiner Klasse ist und auch schon den ersten Hasen geschossen hat.

Als Vorboten des Alters zupfen Rheuma und Asthma an mir, doch geht's noch an und ich war gestern auf einer großen Soiree bei Turban*), wurde dem Großherzog von Hessen vorgestellt und kam mit einem so herrlichen Hunger heim, daß ich in unheimlicher Mitternacht noch zwei Würste vertilgte.

Anliegend ein Weihnachtscherz aus fossilem Eichenholz,**) Marburger Erfindung, — und für Frau Malwe die „Waldeinsamkeit“. Gott mit Dir! und bleibe allzeit gut

Deinem alten Freund

Scheffel“.

Ja, die Nerven und ihr Verbrauch! Mein lieber Freund hatte Recht, . . . ich spürte es bei dem Besuche des Kronprinzen in meinem Atelier am 7. Januar, daß ich Nerven hatte! Meine Schüler waren mit der doch recht schwierigen Aufgabe der „Stiftung des Schwarzen Adler-Ordens“ nicht nach Wunsch zurechtgekommen, und trotzdem ich schon im November und jetzt wieder mit allen Kräften selbst daran gearbeitet hatte, schien es dem Kronprinzen, als ob das Bild nicht bis zum Ordensfeste am 18. Januar fertig werden würde. Der sonst so gütige und liebenswürdige Herr äußerte sich darüber in ungewohnt heftiger Weise, und meine Entgegnung muß wohl infolge der Erregung unter Hinweis auf das: »ultra posse nemo obligatur« etwas derb ausgefallen sein, denn beim Abschied reichte er mir die Hand mit den Worten: „Na darum keine Feindschaft nich!“ Augenscheinlich aber

*) Badischer Staatsminister.

**) Eine Reliefdarstellung meiner Illustration zum „Schwarzen Walfisch von Askalon“.

wurde jede Spur von Verstimmung, welche die kleine Szene etwa hervorgerufen hatte, durch die gütige Vermittlung der Frau Kronprinzessin verwischt, von der ich gleich nachher im Palais empfangen wurde, um der hohen Frau meinen ehrfurchtsvollen Dank für ihr Neujahrsgeschenk abzustatten, wobei ich ihr Mitteilung von dem eben stattgefundenen Zwischenfall machte. Sie beruhigte meine Besorgnis, ihren hohen Gemahl durch ein scharfes Wort unbeabsichtigt verletzt zu haben, — und das Bild wurde auch rechtzeitig fertig.

Zu meiner neben der künstlerischen Tätigkeit schon an und für sich genügend anstrengenden dienstlichen, hatte ich mir noch ein Extravergnügen durch die Sprechstunden zugelegt, für die ich jeden Dienstag und Freitag nachmittag von 4 bis 6 Uhr meine Privatwohnung zur Verfügung stellte, da in der Akademie dafür kein geeigneter Raum und das nötige Dienstpersonal vorhanden war. Wenn ich dann müde und abgearbeitet von der Akademie nach Hause kam, harrten oft 15 bis 20 Leute mit den aller verschiedensten und oft den seltsamsten Anliegen meiner, von denen die wenigsten mit meinen Pflichten als Akademiedirektor in irgendeinen Zusammenhang zu bringen waren und vorwiegend wenig Erfreuliches boten. Um so begieriger griff ich dann natürlich das Erfreuliche auf, und so erinnere ich mich jetzt noch deutlich und mit Vergnügen eines jungen Schweizers, der in der Sprechstunde am 11. Februar, in dickem Flausrock, über und über beschneit erschien, sich als Carl Stauffer aus Bern, bisher Schüler von W. Diez in München vorstellte und anfragte, ob er in mein Schüleratelier eintreten könne. Er legte vortreffliche Kopien nach den Porträts von Rubens und Van Dyk der Münchener Pinakothek vor, klagte aber, daß er in der Diezschule nicht über das Studienkopfmalen hinausgekommen sei und gern mehr wolle. Ich erklärte mich bereit, ihn in mein Meisteratelier aufzunehmen — aber nun zeigte sich die Schwierigkeit, daß ihm die Geldmittel fehlten, um sich immatrikulieren zu lassen und daß er überhaupt der Mann mit leeren Taschen war, der vis-à-vis de rien stand. Unterkunft und Kost hatte er bei seinem Freunde, dem Maler Ratsch in der Yorkstraße gefunden, einen Platz in meinem eigenen Atelier konnte ich ihm anbieten, ohne daß er sich deshalb im Bureau der Akademie zu inskribieren brauchte, . . . aber vor allen Dingen mußte er doch leben und dazu mußte er Verdienst durch Arbeit gewinnen! Nun ist leider das Leben nicht so ideal eingerichtet, daß auch für den talentvollsten oder genialsten Künstler immer gerade die Arbeiten zur Hand sind, die von ihm gewünscht werden, oder die seinem idealen Schöpferdrange genügen und da heißt es mitunter: zugreifen, um zunächst nur Boden unter den Füßen und Warmes im Leibe zu haben. Stauffer